Ernst Wagner's sämmtliche Schriften.

Ausgabe letzter Hand
besorgt
von
Friedrich Mosengeil.

Eilfter Band.
Lebensgeschichtliche Nachrichten und Mittheilungen aus des Dichters Nachlaß enthaltend.

Mit königlich Würtembergischen und großherzoglich Badenschen Privilegien.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer,
1828.

Vorwort.

Die Freunde unseres Dichters erhalten in den vorliegenden zwei Supplementbänden zu den sämmtlichen Werken außer dem, was sich noch Mittheilbares in seinem Nachlaß gefunden, die lebensgeschichtlichen Nachrichten aus den früher erschienenen „Briefen des Herausg. üb. d. Dichter E. W." — theils im Auszuge und mit Weglassung alles dessen, was nur für jenen Zweck und die dort gewählte Form an rechter Stelle zu seyn schien; theils aber auch erweitert und ergänzt durch Sammlung und Zusammenstellung aller hierhergehörigen Notizen, — besonders aus Wagner's eignen Schriften entlehnt. Es finden sich solcher Bemerkungen viele in den Werken seiner letzten Lebensperiode zerstreut; — gleichsam die Grundstriche einer Selbst-Biographie, die aber solche Leser, denen der Vf. persönlich unbekannt geblieben, großen-

theils auch nicht auf ihn beziehen würden; indem man alle jene Schilderungen, (wie z. B. in den „Reisen") eben so gut als poetische Fiktion bloß in Beziehung auf die handelnden Personen des Romanes gelten lassen könnte. Nur der Vertrautere durfte hier sondern, und so manche Darstellung, worin nicht der kleinste Zug der freien Dichtung, vielmehr in strengster Wahrheit dem wirklichen Leben des Dichters angehört, mit in seine Charakteristik aufnehmen.

Hinsichtlich des literarischen Nachlasses glaubten wir bei dem früher aufgestellten Grundsatze „strenger Sichtung und bescheiden behutsamer Mittheilung" beharren zu müssen; dagegen hat das Bruchstück des Romanes „Thalheim" hier vollständiger gegeben werden dürfen.

Fr. Mosengeil.

Inhalt.

S.

1. Lebensgeschichtliche Nachrichten 1

2. Mittheilungen aus dem handschriftlichen Nachlasse:

I. Frühere poetische Versuche.
(Einige kleine Gedichte der frühsten Periode, und Scenen aus zwei ungedruckten Lustspielen) 115

II. Thalheim, oder die Liebe auf der wüsten Insel. — Erste Hälfte 133

1.

Lebensgeschichtliche Nachrichten.

Johann Ernst Wagner wurde den 2ten Februar 1769 in dem S. Meining'schen Marktflecken Roßdorf geboren; ein damals ritterschaftlicher Ort, dessen volkreiche Gemeinde Ernst's Vater, Friedrich Timotheus, fast bis zu seinem Amtsjubileum als würdigen Lehrer und geistlichen Vater hochverehrte. Gleicher Achtung genoß der Pfarrherr auch bei der adeligen Gutsherrschaft, den Familien von Wechmar und von Geyso, in welchen er als Hausfreund aufgenommen war. Von drei Söhnen, deren Einer sich dem Stande des Vaters, der Andere der Rechtswissenschaft widmete, war Ernst der jüngste. Die treue brüderliche Freundschaft wurde noch durch die Liebe zweier Schwestern erhöht; Beide in ihrer Art ausgezeichnete Jungfrauen: Dorothea, die Aeltere, durch Schönheit und wirthschaftliche Häuslichkeit, — Philippine, die Jüngere, weniger durch Reize der Gestalt, als durch Geist und Gemüthlichkeit anziehend, welche sich unter Anderm durch einen weit gebildeteren Geschmack an Werken der schönen Literatur äußerten, als man sonst wohl bei Landmädchen

findet. Der ästhetische Studien-Direktor, oder wenigstens der ökonomische Hausverwalter des geistigen Bedarfs, war Christian, der Theolog. Als Stifter eines Lesezirkels für die Leselustigen im Umkreis mehrerer Stunden, hatte er, bei geringen Mitteln, eine recht artige Sammlung guter deutscher Schriftsteller angelegt, und war also der Gärtner für jene Blumen geworden, deren süßer Duft die Geschwister anlockte, aus denen aber Ernst, als die echte Biene, den besten Honig sog.

Eltern und Kinder stellten das anmuthsvolle Leben einer redlichen, bei beschränkten Glücksgütern dennoch glücklichen, weder ungebildeten noch überbildeten Landprediger-Familie dar, die dem Romanen- oder Idyllendichter zu einem reizenden Bildchen hätte sitzen können. Selbst die Lage des Dorfes in einem zwar nicht reichen und üppigen, doch keineswegs reizlosen Thale würde zur Ausführung eines solchen Gemäldes wohl kaum der poetischen Verschönerung, sondern bloß des treuen Kopisten bedürfen. Besonders schön ist die Pfarrwohnung auf einer Anhöhe gelegen, von welcher sich die Aussicht über den Flecken und dessen Wiesen- und Ackerflur darbietet; sie wird durch kräftige Laubholzwaldungen begränzt, deren höchster nördlicher Gipfel, der Bleßberg, dem Fluge der Einbildungskraft einen schönen Ruhepunkt gewährt, um von dort aus noch weiter in die milden Niederungen des Werra-Grundes zu blicken. Unmittelbar hinter

dem Pfarrhause zieht ein Baumgarten am Hügel hin, und noch höher aufwärts setzt die Kirche, mit ihrem sie umgebenden Friedhofe, dem Dorf und der ganzen Gegend die malerische Krone auf. Das Haus ist nicht groß, aber licht und wohnlich; eines von denen, worin sich der Gast gleich beim Eintritt bequem und heimisch fühlt; — zumal wenn ihm so liebe brave Bewohner grüßend entgegenkommen, als Wagner's Eltern waren.

In der That kann man sich keinen ehrenfesteren, bei wahrer Herzensfrömmigkeit duldsameren, und für seinen segenreichen Wirkungskreis kräftiger ausgerüsteten Landgeistlichen vorstellen, als der alte Friedrich Timotheus war. Ernst hatte für ihn, ganz nach Gebühr, gränzenlose Liebe und Ehrfurcht; wie er sich denn überhaupt eines gewissen Ahnenstolzes auf seine wohlberufenen Vorfahren zu rühmen pflegte.

In seinen männlichen Jahren, wo er so gern in traulichen Gesprächen die früheren, glücklicheren der ersten Jugend zurückrief, hat er auch mir erzählt, was ich hier mit seinen eignen Worten wieder gebe:

„Ich besuchte einst im Durchfluge eine sehr würdige Pfarrfamilie. Der Tag war schwül. Wir saßen im Grasgarten unter drei hohen Wallnußbäumen, sprachen von guten Zeiten und Menschen, und ich war von Herzen froh und warm geworden. Welche Kühlung, rief ich aus, geben doch diese schönen, herrlichen Bäume! Ich

glaube, es sind die schönsten auf der ganzen Erde! Der alte Geistliche sah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an, — und ach, wie ward mir in diesem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauer, als ich die Bedeutung seines Lächelns erfuhr! Er hatte, wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieser hatte ihm einst erzählt: daß er hier (wo mein Großvater, und nachher mein Onkel, Pfarrer gewesen) als ein kleiner Knabe drei Wallnüsse gesteckt, und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe großgezogen, worauf er in die Fremde gegangen, und dem älteren Bruder die Sorge für sie überlassen. —"

„Wie gewaltsam habe ich einst meine Freudenthränen zurückhalten müssen, als ich ein Stück Weges mit einem uralten Bauer aus diesem Dorfe ging, welchen mein Großvater noch konfirmirt hatte, und der mir, — dem Ahnenstolzen, — von der Liebe erzählte, die mein Onkel in der Gemeinde genossen, und daß dessen Vater, der alte Siegmund, und seine Ehefrau doch ganz gewiß aus ihren Gräbern sogleich gen Himmel gefahren seyen! — Ich drückte ihm die Hand — und o! hätte ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber ich fühlte mich fremd, und es hielt mich eine gewisse Furcht zurück. — Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch redlich an! Aber ach, wir sind doch nicht so gut, wie unsre Väter waren!"

Dieses fromme kindliche Andenken tritt noch oft in E. Ws. Schriften hervor; hauptsächlich in den „Reisen aus der Fremde in die Heimath," woher wir besonders eine Stelle entlehnen, welche jene heilige Erinnerung zugleich mit der Sehnsucht nach der heimathlichen Gegend verknüpft, und dem Dichter Veranlassung zu einer ansprechenden Schilderung derselben giebt. Er redet seinen August — den wir im Verlauf dieser Biographie näher kennen lernen, — von der Höhe des Inselberges an, die ihm einen Blick auf die fernen heimathlichen Berge vergönnt:

„Dort, August! wo des Mondes letztes Viertel noch freundlich über dem Horizonte hängt, dort ruht meine Heimath, blau dämmernd, wie das Land meiner Jugend, das in ihr, schon halb unsichtbar, versunken und verschlossen liegt. Jener heitere Stern scheint sein sanftes Licht auf die Friedliche herabzugießen. Auch in der Ferne bleibst du dir ähnlich und treu, du kleiner mütterlicher Ort! Mich dünkt, ich sehe tief in den Busen des engen Wiesenthales hinein, wo oben zwischen zwei Waldbergen die schöne blumige Stelle lachte, die ich so oft betrat, um mit all' den freundlichen Singvögeln die Morgensonne zu grüßen."

„Freund, ich habe sie einmal wieder gesehn! Wie wohl hatte die Natur jenen ungeheuern moosigen Basaltstein auf der Bergwiese oben am Wald aufbewahrt,

wo mein guter Vater so oft in der Frühe saß und, überwältigt von sonniger Freude, dem spielenden Knaben lehrend zurief: „Gott sey doch noch schöner als diese leuchtende Herrlichkeit mit ihren Nachtigalltönen.“ Du Edelster! Du freundlicher vor vielen Gotteslehrern, wie lächeltest du da! — O lächle auch jetzt herab! Dein Leben war dein Lehrer; deine Lehre war deine That. Sieht nicht noch in diesem Augenblick mein Geist dort die Spuren deiner Schritte im Morgenthaue, in die ich so gern trat, und die du dem Knaben zu Gefallen so gern vor den schönsten Wiesenblumen vorüber lenktest! Wie ähnlich hatte sich jene schwarze Stelle des Baches erhalten, wo er unterm dunkeln Laubdache eines Haselnußgebüsches bei der großen Eiche still heraustrat, während er oben im Dickig sanft zu jenen Morgenmelodieen murmelte, die den gotterfüllten Mann entzückten. Eine einzige Veränderung fand ich dort im vorigen Jahre. Unser alter Pfad, der über die Wiese in den Wald führte, war weiter hinab den Bach entlang getrieben, dessen grüne Schnur von hohen alten Erlen, der Tiefe des Thales sanftgeschlängelt folgte. Noch eine, fast verlorne Spur zeigte sich von meinem lieben alten Pfade, wo ich immer mit meinem Gespielen Wilhelm aus- und einschlich, wenn dieser Schmetterlinge von dem Schmelz der tausendblumigen Wiese abfing. Welche Menge schöner Blümchen, alle von uns selbst benannt: — Fleisch-,

Guckucks=, Schmeer= und Klotzblumen; Osterschellchen, Katzenpfötchen, Blutnelken und der balsamische Quendel. Ach ja, dort hatte die Zeit schon den ersten Zahn angesetzt; denn die Rispeln der Quendelblüthe waren bereits bis in die Mitte des verlassenen Pfades hereingelaufen, von dem nun bald der jetzigen Generation kein Andenken mehr übrig seyn wird. O Feld, o süße Wiesen! begrabt auch mich, den Freund, so sanft unter euern Blumendecken! Aber links wand sich der Pfad noch eben so lieblich waldaufwärts nach Wilhelms Pindus, — einer hohen Stelle, wo wir uns unter jungen Tannenbäumen lagerten. Von da stieg der Weg weiter zu einem steilen Wiesenfleck, ewig voll Blumen und Quellen. Dort war unser Parnaß, gegenüber erblickte man den Helikon, und überall hörten wir unsern Musenborn, den Kohlbach, unten murmeln. Glaube mir, ich habe nie ein frischeres, anmuthigeres Bächlein gefunden, als diesen Kohlbach mit seinen Schmerlen, Aalritzchen, weißen Perlen und spiegelnden Wasserspinnen. Wann die Sommergluth überall brannte, stellten wir Durstige uns zu ihm hin in sein saftiges grünes Dickig, und schon der Blick auf dieses schwarze Silber, wenn er über das Basaltgestein hinglitt, kühlte so herrlich unsre lechzenden Herzen! Dick und langsam, wie aufgelös'tes Metall, trat Welle in Welle sanft hinüber; die ruhige Fortbewegung blieb nur durch kleine Grübchen und Kreise be=

merkbar. Selbst das unruhigste Herz mußte bei längerem Betrachten dieses so sanften Dahinziehens, in dem eine kühle Welle sich liebend mit der andern vereinigte, eine gewisse lindernde Stille fühlen. Ein jedes Himbeer-, Erlen-, Hasel- und Brombeergebüsch, aus blühenden Waldglocken, Königskerzen und Johannisblumen hervorstrebend, hatte eine eigne und immer schöne Form; und unter jedem schwamm der liebe reine Bach wieder hervor, oder schien gar in seinen beschatteten Tümpeln stille zu liegen. Ueberall war er bei uns." ....

Seht da, wie ein Dichter in seinem Jugendlande daheim ist! — Denn es muß hier ausdrücklich bemerkt werden, daß er in seinen „Reisen" so wie im „Fibelschützen" alles ihn selbst Betreffende durch keinen einzigen Zug aus dem abgegränzten Gebiet der Wirklichkeit in das fabelhafte Reich der Poesie hinüber gerückt habe. *) Was dort im Romane der Reisende aus den Begebenheiten der früheren Zeit von sich erzählt, ist lauter treue Schilderung aus E. Wagner's Jugendleben. Keiner seiner Leser, (und sollte er wohl andere haben als sinnige, theilnehmende, mitfühlende?) keiner wird in jenen Ergießungen ein kindlich gutes, und dabei phantasiereiches, echt poetisches Gemüth verkennen. Er wird

*) Wagner's eignes Zeugniß hierüber wird in einem Briefe Fernow's (s. „Mittheilung" unter Nr. V.) erwähnt.

Ihn, — ihn selbst erblicken dort, wo er als Kind, als Knabe, als Jüngling sich ausbildet für seinen geistigen Beruf: das Schön-Empfundene schön darzustellen.

Wann und wie zuerst der Funke anglimmte, den wir späterhin zur geweihten Opferflamme auf dem Altar der Musen aufglühen sehn, das darf nur mit seinen eignen Worten erzählt werden:

„Ich ging, etwa acht Jahre alt, im Frühlinge mit meinem Vater nach dem Thale hinab. Unser Pfad, ein harter Hohlweg in weißen Sand gerissen, gefiel mir nicht, weil die röthlichen Erdhügel auf beiden Seiten, aus welchen überall Feuersteine (Quarzkiesel) herausblickten, im Glanze der heißen Sonne mir ein gewisses ärgerliches, — ich möchte sagen, Angstschweiß austreibendes — Glinzern zuwarfen, welches mich übler Laune machte. Ich bat meinen Vater, doch lieber am gegenüberliegenden, hier und da mit Gebüschen bewachsenen grünen Hügel hinzugehn. Mein Vater zog auf seinen Spaziergängen jeden nackten, steinigen Weg, von dem er nach reizenden Plätzen hinübersehen konnte, diesen lachenden Partieen selbst vor, weil sie gerade durch ihre eigne Ueppigkeit ihm oft jede Aussicht und Augenweide versperrten; (was ich erst lange nachher recht begreifen lernte.) Er schlug mir dießmal meine Bitte ab, „weil jener Hügel allzunaß und quellig sey.“ Nun war, vom

ersten Denken an, Wasser, und besonders eine Quelle, meine höchste Lust. So lange unser Gang dauerte, hatte ich beständig den verbotenen Hügel mit den, meiner Meinung nach unzähligen, Quellen vor Augen; und vorzüglich da, wo er allmälig zum Waldberge ward, glaubte ich unter jedem seiner Büsche und Steinblöcke einen Born blinken zu sehn, nach welchem meine Seele dürstete. Zuletzt erhitzte ein wahrer Durst meine Phantasie noch mehr. — Nachdem ich mich zu Hause erfrischt hatte, dachte ich dieser Sache weiter nach. Das Bild eines großen Flusses war mir noch undeutlich und hatte jetzt auch nichts Reizendes für mich. Aber ein solcher grüner sammetner Hügel, — und ich, daran stehend, unter so vielen Quellen, deren Rieseln wie Gesang in meine Ohren tönte, die alle endlich ihr Silber zu einem Bache zusammengossen, dessen Lauf ich mit meinen Gedanken bis ins Meer verfolgte — welcher Gegenstand!"

„Ich versuchte anfänglich, meine Gedanken durch die Zeichenkunst deutlicher zu machen; das kleine Bild auf einer Homann'schen Landkarte von Hessen, wovon ich kurz vorher einen buschigen Hügel mit Wohlgefallen kopirt hatte, gab mir hiebei einige Nahrung. Ich legte meinen Quellenhügel mit Röthel furchtsam an; aber ich konnte ihm keine erträgliche Gestalt geben und warf bald unmuthig Alles weg. Doch die folgende Nacht hörte ich im Traume meine Quellen rieseln, trank und sah ihnen

wehmüthig nach bis in das Meer. In diesem Traume empfing ich ein dunkles Bild „von kleinen Quellen der unschuldigen Kindheit, welche die Aue des Lebens hinabspielten, bis sie zu größern Wassern erwuchsen und verschwanden.“ Am Morgen schien mir dieß klarer. Ich wünschte meine Gedanken aufzubewahren und Andern mitzutheilen, aber die Zeichenkunst hatte mir hiezu den Dienst versagt. Endlich steckte ich Schreibzeug zu mir und schlich nach dem schönen Berge hin. Dort fand ich zwar wirklich einige der geträumten süßen, wallenden Brünnlein, aber der Ort schien mir am Orte selbst viel gemeiner, als gestern, und ich fühlte mich sehr zerstreut. Nachlässig schlenderte ich hinüber an den gestern so sehr verwünschten heißen Pfad und setzte mich sinnend auf einen Stein hin. Plötzlich schienen die gestrigen Gedanken und nachherigen Träume mein ganzes Wesen, wie mit tausend Lichtern, zu hellen und zu erfüllen. Ich schrieb nieder, was ich mußte, um es meinem Wilhelm mitzutheilen, und indem ich durch mein Gleichniß eine Idee darzustellen suchte, ging all' mein Dichten und Trachten, mir unwissend, auf mein erstes Gedicht, welches bald vollendet vor mir da lag. — Ich versichre dich, August, es war gelungen! und das zweite, bessere, was ich im folgenden Herbst ausarbeitete und das „Kirchweihfest“ nannte, und worin ich Herbstlichkeit, Freund-

schaft und unschuldiges Wohlleben darstellte, hat mir niemals so wohl gefallen als jenes."

So begann Wagner's Dichterleben, und gewiß nur Wenige haben den ersten Moment der Empfängniß so treu dargestellt!

Von jenen früheren Versuchen des Freundes haben sich mir nur zwei kleine Gedichte erhalten; sie sind in den „Mittheilungen" unter Nr. I. abgedruckt. Das vor mir liegende Manuskript zeigt keine Spur einer späteren Nachbesserung. Um so bezeichnender sind diese Erstlinge; — gleichsam die ersten Flügelschläge der aufstrebenden Phantasie. Der einfache, natürliche, nirgends hochtrabende Ton des Ausdrucks möchte selbst bei talentvollen Anfängern im funfzehnten Lebensjahre wohl nur selten anzutreffen seyn! Denn gerade das kräftige Talent schweift — so lange der Geschmack noch nicht hinlänglich gebildet, die schaffende Kraft noch nicht durch Besonnenheit geregelt ist, — fast immer in das Schwülstige hinüber. Uebrigens ist in diesen beiden Reliquien der Sohn des frommen Landpredigers nicht zu verkennen. Echte religiöse Erziehung wird sich stets der Entwickelung poetischer Gefühle günstig zeigen, und die Geschichte vieler der ausgezeichnetsten Dichter würde diese Bemerkung bestätigen können. Jene jugendliche Religiosität ist ihrem innersten Wesen nach Liebe, und sie kann nicht auf das Ideal alles Guten, Großen

und Schönen, auf den unsichtbaren Gott, gerichtet seyn, ohne sich zugleich auf das Sichtbare zu lenken. So tritt sie zuerst in der kindlichen, und später in der freundschaftlichen, dann in der menschlich veredelten Geschlechtsliebe hervor. Die Darlegung der ersten Entwickelung dieser dreifachen Richtung bildet die Grundzüge des Gemüthslebens eines jeden Menschen.

E. Wagner hat diese Entwickelung eben so anziehend als unverstellt in dem neunten Briefe der „Reisen" gegeben. Es sind sinnige Worte, mit denen er dort seine lebenvollen Schilderungen beginnt:

„Die wahre höhere Blüthe des Kinderlebens blüht (und so erscheint sie uns gewißlich auch im Alter noch) einzig in der Form. Das Kind schätzt die Materie gering; es erkennt sie nicht, und ist bloß geistig. Erst der Jüngling wird sinnlich und ergiebt sich dem Stoffe. So rein und warm liebt er nie wieder, wie das Kind. So voll, so ganz innig fühlt er nichts mehr."

So wenigstens zeigt sich uns das jugendliche Gemüth unsers Freundes in jeder Aeußerung. Wir sehen ihn, wie er in der Kirche, deren Kanzel der ehrwürdige Vater ziert, von kindlich frommer Andacht erglüht; wie er zur Adventszeit beim Gesang: „Nun jauchzet all' ihr Frommen" in den Höhen der Unendlichkeit die diamantne Pforte aufspringen, und das göttliche Kind allmälig der Welt näher schweben sieht; — wir

erblicken ihn, wie er mit seinem ersten Freunde Wilhelm die einfachen Genüsse eines idyllisch schönen Landlebens theilt; ja wir jubeln selbst mit den beiden muntern Gesellen, wenn sie im knäblichen Uebermuthe sich zu allerlei losen Streichen die Hand bieten, (unter welchen das Abenteuer im Todtenbahrhäuschen und auf dem Kirchhofe, wo „mancher gute Hund tüchtig gepfeffert wurde" — für ein Meisterstück komischer Darstellungsgabe gelten kann,) und so schauen wir endlich der Entwickelung des ersten Keimes, dem Aufquellen jener zartesten aller Lebensblumen zu, die der heranreifende Jüngling der Auserwählten hinreicht. — Sie hat er mit dunkelm Sehnen lange gesucht, und nun, nach manchen naiven Verwechselungen, erscheint sie ihm „im Garten eines einsamen Landschlosses, spielend in der Mitte reizender Schwestern; — ein wunderholdes Mädchenbild!"

„Jugendlich, wie ich noch keines fand; (so fährt der Erzählende fort;) rührender für mein Herz, als alle Vorigen! Ihr junges Leben so voll und warm, so frisch, wie der saftschwellende Pfirsich; — ihr zärtliches Auge so himmelblau und rein! Ach, ihre Farbe glänzte zarter und heller als Bergschnee in der Abendröthe, und auf ihren Lippen schien der Schmerz unter Rosen zu schlummern."

„Friederike! du warst wie ein Engel! Alle Reinigkeit dieses Herzens hat dein sanftes unschuldiges

Bild mir bewahrt! Ja, jedes mir nahende Verbrechen ward von diesem ewigwerthen Bilde zurückgescheucht!"

„Ich sah sie oft und stets mit seligern Gefühlen; und auch sie blickte mich immer holder an. Einst reichte ich ihr Blumen und meine Lippen faßten leise die weiche Hand, die sie mir im Küssen erröthend zu entziehen strebte. Ein kleiner Freund, der mit mir war, flüsterte mir heimlich zu: „es sey doch ein wenig adelstolz von ihr, daß sie mir ihre Hand habe verweigern wollen." Wie armselig und verächtlich kam mir dieser gute Junge jetzt vor! Ich wußte besser, wovor das Kind zurückbebte! Ich fühlte damals schon, von welchem Adelstolze die Brust der zärtlichen Jugend aufschwillt; — von Scham und heißklopfender Angst! — O welche vollblühende Stunden des Glücks sind mir dort an deiner Seite geworden, du jugendlich strahlendes unvergeßliches Kind! Dort auf den Höhen des kleinen Weinbergs, — über dem grünen Wäldchen, — zwischen den tausend bethauten Grasblumen, — in der hohen Laube, aus welcher du mir einst mit dem weißen Tüchlein süßes Lebewohl herniederwehtest, als ich wieder nach der Heimath zurückwandelte. O wie hat meine Seele nach deinen unaussprechlich süßen Lippen gedürstet! Wie oft, — wenn meine Phantasie mir diese Lippen vom Schlummer halb geöffnet und im Lächeln des Traumes aufgeblüht zeigte, — wie oft habe ich mich da zur Biene ge-

wünscht, um ein einziges Mal aus ihrem Honigkelch zu nippen! — Da ging das Frühroth der Liebe herrlich in mir auf, und schon glänzte mir zuweilen in der himmlischen Farbe ihres Gesichts auch der ganze schöne Leib aus meinen Traumschlüssen entgegen; aber es gab nichts Reineres, als dieses Götterbild meiner Phantasie in seiner keuschen Nacktheit; und die Unschuld meines eignen Herzens hing mir Feigenblätter vor Alles, was ich auch schon aus Gemälden kannte. Und sie versprach einst, mich einmal zu dem einsamen Fischerhäuschen am Strome zu geleiten. Auf jenen frischen Wiesen, unter jenen Laubgewinden, — dort wollten wir wandeln! Dort, hoffte ich, sollte der erste Kuß meinen Blicken das Paradies des Lebens öffnen, wie der erste Sonnenstrahl die Farben der Flur erleuchtet. Aber ach, die Zeit riß mich mit stürmischer Eile aus ihrer Nähe fort!"

* *

Gerade hier muß sich anschließen, „was der vierzigjährige Fibelschütz" mit jugendlicher Gluth der Begeisterung im „historischen A B C" unter dem Artikel „Liebe" niederschrieb:

„L i e b e — himmlisches Wort! Wie könnte ich den Buchstaben L denken, ohne das Ganze deiner fünf Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichen Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die

liebende Armuth in unsäglicher Sehnsucht vom Gott des Reichthums empfing *) und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! — Oft schwebst du, gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde, und wie frisch sind deine reinen hohen Melodien! Oft schmachten deine Töne wie die Nachtigall, und neigen sich ach! zum sterbenden Fall. Oft triffst du die bangende Jugend schnell, wie das erste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz; — im Busen bebt das erschrockene Herz, wie vom Donner gerührt: aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder. Oft — ... aber heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig singen! — Diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe, — dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch versinken und — erwachen!"

„Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir herüberblickte; aus dem mein Geist Tropfen des Himmels sog! Dank vor allen dir, liebliche Friederike, deren holde Sterne jetzt noch so jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache

*) S. Platon's Gastmahl.

hat, so ist sie Gesang, wie die des deinigen war! Denn so oft sein Glanzblick in reiner Zärtlichkeit wie Lerchenton emporwirbelte, senkten sich mit dem jugendlich verschämten Augenliede auch jene Liebeslieder, gleich Aedons sterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann so unschuldig sehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahrten begehrte."

* *

Diese Friederike, welche in den weiblichen Gestalten der Wagner'schen Romane hier und da, dem Vertrauten kenntlich, hervortritt, blieb seine einzige Dichterliebe bis zum Grabe. Aus der Erinnerung an jenes kurzdauernde, aber höchstinnige und reine Verhältniß hat er oft Begeisterung geschöpft; und vielleicht nur, weil das strenge Gebot des Schicksals ihn das ersehnteste Glück seines Herzens zu entbehren zwang, — vielleicht nur darum entbehren wir jetzt so viel Herrliches nicht, was er für uns gedichtet. Vergleichet er hier den Blick der Geliebten mit dem Gesang der Nachtigall, so mögen wir noch mehr für seine liebende Seele die edelste aller Sängerinnen zum schönen Sinnbild wählen. Es schlägt ja aber die Nachtigall am kräftigsten und schmerzlich=sehnendsten — im verhangenen Käfich!

In jener seligen Zeit der ersten Liebe knüpfte sich das Band jugendlicher Freundschaft zwischen meinem Ernst und mir.

Es möchte wohl für jeden Biographen eine schwere Aufgabe seyn, bei der versuchten Schilderung des Seyns und Lebens eines ihm engverbundenen Jugendfreundes die eigne Persönlichkeit völlig unberührt zu lassen. Gerade die vertrauteren Momente des persönlichen Umganges haben ihn ja für sein Unternehmen begeistert; und sie sind es, wo in der Erinnerung das Du mit dem Ich oft so unzertrennbar verschmilzt! Findet besonders im Fortgange der Bekanntschaft sich mannigfaltige Berührung; giebt es sogar gewisse Stellen des hier und dort zusammenlaufenden Lebenspfades der beiden Freunde, wo ihr Geschick in anerkannter, oder doch in geahneter Wechselwirkung stand: dann darf gewiß noch weit weniger an den Biographen jene Anfoderung gemacht werden, nach welcher man vom Dichter verlangt, „in seinen kunstgerechten Darstellungen jede subjektive Einmischung zu vermeiden.“ Es dürfte vielmehr unter der obigen Voraussetzung eher den Namen einer tadelnswerthen Ziererei, als den einer löblichen Bescheidenheit verdienen, wenn der Erzähler sich immer nur, wie ein Fremder, in der Ferne halten, und es auf Kosten der Wärme und der Treue der Darstellung erzwingen wollte, gleich dem überverfeinerten Höfling, so selten als möglich Ich zu sagen!

Dieß zur einleitenden Entschuldigung, wenn auch hier der Schreibende jeden, das Gemüth drückenden und entfremdenden Zwang gern vermeidet, und den lebensgeschichtlichen Nachrichten vom unvergeßlichen Freunde auch an passender Stelle einige Züge aus dem eignen unbedeutenderen Leben beifüget; wenn er, mit einem Worte, dem Herzen des Lesers vertrauend, das eigne nicht verleugnet.

Dorothea, — oder wie ich sie jetzt noch lieber nenne, da ich sie damals nur bei diesem Namen rufen hörte, — Dortchen, Wagner's ältere Schwester, war an den Prediger eines hessischen Dorfes verheirathet, kaum eine Stunde weit von meinem damaligen Wohnorte entfernt, wo mein Vater dem gleichen Amte lange Jahre hindurch vorgestanden. — Der Umgang benachbarter Dorfgeistlichen, wenn sie ihres Amtes würdig und sonst einigermaßen gleichgestimmt sind, gehört zu den schönsten und edelsten Genüssen ihres Landlebens, — entschädigt sie für gar manche andre Entsagung. Wenigstens war dieß der Fall bei den eben genannten beiden Männern. Wie herzlich bewillkommte Jeder den Andern zu jeder gewählten Stunde! Wie traulich rückten sie zusammen, und wie schnell hob sich die Unterhaltung aus dem niedern Kreis der Alltagsgespräche zu Wichtigerem empor, wenn bald der Eine in bedenklichen Amtsvorfällen den Rath des Andern begehrte; bald Dieser eine

ermuthigende Erfahrung mittheilte; bald Jener, ganz erfüllt vom Inhalt irgend einer neuen Schrift, denselben im Auszuge vortrug; wie eifrig nahm Jeder das Wort von des Andern Munde, wenn es darauf ankam, den alten redlichen, bibelfesten Glauben auszusprechen, — wobei mit gemeinsamer Hand manche Zucht= und Zornruthe gebunden ward für gewisse theologische Neulinge und Klüglinge, welche mit unheiligem Sinn und Werk in den Vorhöfen des heiligen Zionstempels sich damals einzunisteln anfingen. Dann hörten die eifrigen Streiter Gottes nur sich; waren nur gegenwärtig bei dem erhabenen Vorwurf ihres Gesprächs, während am Nebentische die Frauen und Kinder, ganz unbekümmert um die lauten gelehrten Herren, vergnügt mit einander kos'ten und scherzten; — denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch zwischen den beiden Familien die vertraulichste Gastfreundschaft herrschte.

Bei diesen braven Pfarrleuten sah ich unsern Ernst, welcher gerade den Schwager besucht hatte, (der aber, dem Alter nach, wohl sein Vater hätte seyn können,) zum ersten Male. Er, schon Jüngling; ich zwar noch Knabe, indeß schon reif genug, des neuen Bekannten Werth zu würdigen, oder, — wie ich mich meinem damaligen Gefühle angemessener ausdrücken sollte, — zu vergöttern. Bis zu meinem funfzehnten Jahre hatte

ich nur die Bauernknaben, neben denen ich auf der Dorf-Schulbank saß, zu Spielgesellen gehabt, so daß Ernst Wagner der erste geistig begabte und gebildete Jüngling war, den ich kennen lernte. Mich ganz zu bezaubern, ließ er sich herab, mein Bruder zu werden.

Indem ich mich jetzt lebhaft in die Scenen unseres glücklichen Jugendlebens und auf ihren schönen Schauplatz zurückversetze, drängt es mich, auch dem Leser ein Bild desselben — wenn auch nur in flüchtig gezeichnetem Umrisse, — hinzureichen. Da man aber solchen Bildern leicht den Vorwurf der Verschönerung durch die Beiwerke der poetischen Landschaftsmalerei zu machen pflegt, so überlasse ich die Schilderung nicht der eignen Parteilichkeit, sondern gebe ihr nur so viel nach, daß ich aus dem Briefe eines Freundes aus der Ferne einige Zeilen mehr abschreibe, als es streng genommen nöthig wäre. Er schildert nämlich darin den wohlthätigen Eindruck, den die neue Bekanntschaft des Werrathales auf ihn machte, als ihn seine Badereise nach Liebenstein durch dasselbe führte.

„Wie sehr weiß ich's dem Freunde Dank," — so lauten seine gütigen Worte, — „daß er mir ein Verlangen zu dieser Lustreise zu erwecken gewußt! Der brieflichen Mahnung half allerdings auch das mitgesendete

Büchlein nach,*) welches mir die Hoffnung gab, auch für mich werde Gesundheit aus dem berühmten Heilbrunnen hervorquellen; und in der That sprudelte sie mir eine erquickende, jede Lebenskraft anregende Stärkung zu. Doch lassen Sie mich's gestehn: auch dann, wenn die gepriesene Najade Liebensteins Ihr freigebig gespendetes Lob nicht an allen Gästen bewährte, so würde schon der Reiz ihres Wohnortes und die frische Reinheit der Gebirgsluft das anmuthige Thal zu einem trefflichen Heilplatze für preßhafte Gelehrte und überladene Geschäftsmänner machen. Gewiß! auch ohne Mineralwasser könnte man dort gesunden!"

„Schon die Reise längs der Werra hinab, — wie abwechselnd in reicher Mannigfaltigkeit! Nicht prunkend mit großen Ansichten, wie sie etwa der Rhein darbietet; aber desto treuer dem sanfteren idyllischen Charakter. Die umliegenden Felder mögen zwar dem Landmanne seine Aussaat nicht in jener Fülle und Ueppigkeit, wie die des südlicheren Deutschlandes, zurückgeben: aber um so mehr erfreut der fleißige Anbau, die sorgfältige Benutzung jedes, auch des kleinsten Erdfleckchens. Die

---

*) „Liebenstein und die neuen Arkadier; Naturgemälde und Erzählung von Fr. Mosengeil. Zweite vermehrte Aufl. mit sieben Kupfern v. Geisler. Frankf. a. M. b. Friedr. Wilmans. 1826."

Werra, — keine Weingelände bespülend, keine Frachtschiffe tragend, — nicht an prächtigen Städten und Landhäusern hinziehend, — ist doch der frischen blumigen Wiesgründe vollkommen würdig, durch welche sie ohne Eile so sanft in vielfachen Windungen hinschleicht. Und über den Fluren ihres Gebietes erhebt sich allmälig gen Norden die dunkelblaue Gebirgskette des thüringer Waldes. Einer seiner höchsten Gipfel, der Inselsberg, winkt dem Reisenden schon in weiter Ferne zu, als riefe er: Komm nur herauf zu mir! Dich soll ein unermeßlicher Blick in das schöne Thüringen belohnen!"

„Eine Höhe überraschte mich auf dieser Reise mit so reizender Aussicht, daß ich dem Kutscher Halt! zurief und den beengenden Reisekasten leer voraus ziehen ließ. Es war der Hügel über dem Dörflein Wernshausen, wo sich das erweiterte Thal nach Salzungen hin öffnet. — Im Vorgrunde, mir zur Rechten am Fuß der hessischen Berge, ein romantisch gelegenes Dorf mit hohem, pyramidenförmig zugespitzten Thurme; vor mir die drei Breitungen, welche mit dem tiefer hinabwärts liegenden Barchfeld, von hier aus gesehn, einer ansehnlichen Stadt gleichen; gegen Nordwest der dunkle Wald mit dem grauen Bergschloß Liebenstein, dem Ziel meiner Reise. — O wie wohl wurde mir unter den Feldbäumen meines Hügels, in deren Schatten ich mich zu beschaulicher Ruhe gelagert hatte! Selbst

die Luft, die hier wehte, hauchte mich milder, reiner, erquickender an, als wenige Meilen aufwärts im engen Meininger Thale; alles war lachender, lichter. Welch' eine unvergeßliche Stunde!"

* *

Es hat uns hier der Reisende mitten in das Paradies meiner Kindheit versetzt. Eines jener „drei Breitungen" war des Vaters Pfarrdorf; und jenes, mit dem pyramidenförmigen Thurme, dessen Lage er so romantisch findet, ist dasselbe, wo Wagners Verwandte wohnten; wo ich ihn zum ersten Male, und nachher öfter sah. Hatte die Natur dem noch wenig gebildeten Knaben, dessen Ernst sich brüderlich annahm, auch nur ein kleines Fünklein vom heiligen Feuer mitgetheilt, welches in des Freundes Dichtungen glüht, so mußte es auf jenen Spaziergängen nach Fambach (so hieß das bezeichnete Dorf,) bald zur Flamme angefacht werden.

Laut aufjauchzend vor inniglichem Jubel trug ich mein junges fröhliches Herz, so oft die elterliche Erlaubniß es vergönnte, durch die schönen Auen, den Ufern der Werra entlang, dem ersten Freunde entgegen. Hatte ich die Brücke auf der hessischen Gränze hinter mir, so wurde gewöhnlich der Schritt zum Lauf. Ueber die duftigen, den Fuß elastisch hebenden Wiesen hin ging's dann im scharfen Trott, bis ich mit glühenden Wangen

und glänzenden Augen auf der Höhe des Saatfeldes stand, von wo ich den Pfad überblicken konnte, der zu dem Garten des Pfarrhauses hinablief. Und aus dem Hinterpförtchen jenes Baumgartens kam der Ersehnte mir entgegen. Welche Wonneseligkeit für einen damals noch so freundarmen Knaben! — Und welche Genüsse winkten uns bis zum späten Abend, wo wir gemeinsam lasen, plauderten, scherzten, oder auch das Dörfchen und seine Flur unter ergetzlichem Wetteifer im Laufen, Springen und Werfen durchstreiften; — worin denn freilich der ältere, geübtere Wettkämpfer fast immer Sieger blieb; so daß ich, trotz der traulichen Brüderschaft, auf alle Weise im Respekt erhalten wurde.

Er war schon damals ein hoch gewachsener, muskelfester Mensch, wie es schien von unverwüstlicher Gesundheit und dabei von ansprechender, den hellen und kräftigen Geist verkündender Gesichtsbildung. *) Von Natur gesellig und fröhlich bis zum Uebermuthe, besaß er eine gewisse Meisterschaft in mancherlei komischen Unterhaltungskünsten, welche besonders die junge Welt dem guten Gesellschafter so hoch anrechnet. Die Kunst, eine fremde Persönlichkeit täuschend nachzuahmen, hatte er

*) Das, den gesammelten Werken voranstehende Bildniß nach einem Pastellgemälde, welches ihn im 38. Lebensjahre darstellt, ist von sprechender Aehnlichkeit.

bereits mit großem Erfolg ausgebildet, und selbst der Schwager Pfarrer, der bei vielem Guten allerdings manche auffallende Sonderbarkeit im äußeren Benehmen und in der Sprache zeigte, mußte nicht selten dem geschickten mimischen Kopisten unbewußt zu seinen Kunstleistungen sitzen. Sein Mienenspiel fügte sich seinem Willen, und mit der Stimme konnte er machen, was er wollte. So z. B. ahmte er vermittelst einer eignen Fertigkeit der über einander hergestülpten Lippen den Schall eines Posthornes so täuschend nach, daß er sich zuweilen den Spaß machte, einen träge vorausziehenden Straßenfuhrmann als Pseudo-Postillon zum Ausweichen zu zwingen. Bei recht guter Laune begleitete er sein Klavierspiel mit den lächerlichsten Possen, mit unerhörten Kadenzen, Läufen und Trillern, halb pfeifend, halb singend, so daß der Singlaut äußerst künstlich dem Pfeifen in der Sekundstimme folgte. — „Pfeifen — so erzählt er selbst im Fibelschützen, — hat mir in meinem Leben mehr, und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches musikalisches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denselben Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich ver-

möge des sogenannten Doppelpfiffs und meiner geschmeidigen Stimme vom Diskant und Baß noch so viel Zeit abzumüßigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich ist, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dieses Talent oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, stille, einsame und höchstwunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich."

War Wagner in dergleichen heitern Künsten mir weit überlegen, so konnte ich mich in Hinsicht auf schönwissenschaftliche Bildung nun vollends gar nicht mit ihm in Vergleich stellen. — Welche neue entzückende Bekanntschaften verdankte ich ihm! Bücher und Autoren, die ich kaum nennen gehört, waren ihm bereits alte Vertraute. Einige der damals empfangenen Eindrücke dringen sich mir, als unauslöschliche, auch bei der gegenwärtigen Schilderung auf. — Ernst war es, der mir zuerst Bürgers Lenore vordeklamirte, und Philippine, die jüngste Schwester, — von uns Pinchen genannt, ein geistvolles feingebildetes Mädchen, — wußte die Wirkung der Romanze dadurch zu verstärken, daß sie mir solche nach André's d. Aelt. Komposition zum Klaviere vorsang. Der kleine Zuhörer kam darüber ganz außer sich, und mitten in der schauerlichen Spuk-Ro-

manze fing die Sängerin plötzlich laut zu lachen an; — denn ihr Blick traf zufällig ein sie starr angaffendes Gesicht, dessen Besitzer Mund und Augen weit aufsperrte, und überhaupt bei diesem unaussprechlichen Genuß des inneren Menschen alle Aufmerksamkeit auf den äußeren gänzlich verloren hatte. — Tage- und Wochenlang wurde ich das „Graut Liebchen auch" nicht wieder los. Wagner aber meinte: „Das sey alles noch nichts, sondern es müsse ganz anders und besser kommen." Und so geschah es!

Was mir aus des Bruder Christians Handbibliothek mitgetheilt ward, (es befanden sich darunter Stücke von Shakespeare und Göthe; selbst Werther fehlte nicht,) mußte allerdings schwer verdaulich für mein Alter, — für meine mangelhafte Bildung vielleicht schädlich seyn; daran dachte jedoch der enthusiastische Darleiher nicht. Geniale Menschen verstehn sich in der Regel schlecht auf Pädagogik. Das mochte seyn; — aber der Eindruck war unbeschreiblich! Ich sah mich in eine neue Welt versetzt; ja, in ein ungeahnetes Paradies; und da ich manches Buch heimlich lesen mußte, indem die väterliche Zustimmung keineswegs überall vorauszusetzen war, so stand ich auch nun ohne Zweifel schon nahe am Baum der Erkenntniß selbst. Die Sonne, welche Wagner über mir aufgehen ließ, zeitigte den Knaben zum Jüngling; alle Blüthen des jungen Lebens-

baumes fingen an zu quellen und thaten sich auf, gleich den Knospen der Maiflur nach einem befruchtenden Gewitterregen.

Gewiß weckte meine Begeisterung, wie unbeholfen sie sich auch äußern mochte, doch eine steigende Theilnahme des Freundes. Es gab Stunden, wo wir, unter einem blühenden Apfelbaum des Pfarrgartens hingestreckt, Ein Herz und Eine Seele waren. In solch einem traulichen Stündchen vertraute mir Ernst: daß er selbst schon gedichtet, und einige seiner Versuche sogar gedruckt erschienen seyen. In welchem, ohne Zweifel längst vergessenen Journale, habe ich nicht behalten; desto mehr ist die Wirkung einer kleinen Romanze und einer Erzählung — worin es einem unglücklich liebenden Paare übel erging, — meiner Erinnerung treu verblieben.

In der That! das hatte nur noch gefehlt, daß mein Ideal, meine erste Liebe möcht' ich sagen, — mir nun vollends in der Glorie des Schriftstellers, des Dichters erschien! Der Stolz, ihn zum verbrüderten Freunde zu haben, gab mir den übermüthigen Gedanken ein, selbst ein Dichter, wie mein Ernst, zu werden. Diesen heroischen Entschluß mochte ich mehrere Wochen lang in meinem armen Seelchen herumgewälzt haben, als wirklich ein gewisses Ding zu Stande kam, das ich für ein Gedicht hielt. Eine Art von Idylle — die Musen, oder vielmehr die Erinnyen mögen wissen, auf welchen Vers-

füßen sie einherstelzte! Die erste gelungene Abschrift (mehrere wurden als inkorrekt kassirt,) bestimmte ich dem Freunde. Die Uebergabe des Kunstwerkes geschah — (kein günstiges Omen!) auf dem Gottesacker der Frauenbreitunger Kirche, wo wir zuweilen uns mit Entzifferung alter bemooster Grabschriften unterhielten. Der Dichter und sein Recensent standen gerade an einem Grabsteine, worunter eine Amtmannsfamilie des vorigen Jahrhunderts schlummerte. Wagner empfing das Blatt mit angenommener Würde, indem er sich gravitätisch auf dem Epitaph neben der Geduld niederließ, welche allda in Sandstein, ziemlich aus dem Groben gehauen, nicht weit von der Hoffnung saß. Er durchlief die Erstlinge meiner Muse anderthalb Mal und gab sie mir dann zurück, der ich mit erwartungsvollem „Nun?" gewiß auf einiges Lob gespannt war. Er aber stimmte statt dessen ein treffliches Konzertchen auf der Mundpfeife an, in oben beschriebener Manier. Zum ersten Male fand ich sie jetzt keineswegs lächerlich, vielmehr höchst ärgerlich; allein es blieb bei dieser sich hinlänglich aussprechenden Kritik. War sie nun gleich in der That wenig ermunternd, so pflegt man doch im funfzehnten Jahre dergleichen freimüthige Urtheile einem scharfen Recensenten nicht lange nachzutragen. Mit dem vermehrten Ansehn des Kritikers wuchs vielmehr die Liebe zum Freunde, und manches ermuthigende Lob aus seinem

Munde that nur um so bessere Wirkung in der Folge der Zeit.

Es versteht sich ganz von selbst, daß nun der theure Mensch auch in Roßdorf besucht werden mußte, wenn er etwa Monate lang nicht nach Fambach kam. Welch ein Glück für mein junges, fast noch leeres, aber doch schon so empfängliches Herz, in den Kreis jener liebenswürdigen Familie einzutreten, wo man den Jüngling so herzlich aufnahm, als wäre er ein längstgeprüfter Hausfreund! Alle Hausgenossen verband die innigste Eintracht. In ihrer Unterhaltung herrschte ein anmuthiger Wechsel von Ernst und Scherz; der leicht erregbaren Fröhlichkeit fehlte es demnach niemals an jener geistigen Würze, ohne welche sie bald fade und gemein werden muß. O wie klopfte mir das Herz vor Freude, so oft ich durch den schönen frischen Wald über den Bleßberg nach langem beschwerlichen Steigen nun leichtfüßig herabschritt, und mir aus der Ferne das befreundete Haus, in welchem, außer den Eltern, meine liebsten Menschen auf Erden wohnten, vom Roßdorfer Kirchenhügel her entgegenblinkte! Und wie schlug dieses selige Herz wieder vor Wehmuth, wenn die Scheidestunde kam, und ich, noch eine Strecke von den Freunden begleitet, allein in's Werrathal zurückwanderte!

Das Vaterhaus, — von unserm Dichter in später Zeit immer freudig dankbar erwähnt, und gar oft

schmerzlich vermißt, — war für ihn die einzige Vorschule zur Universität. Der ehrwürdige Vater, — ob er gleich an ein französisches Neutrum cum apostropho glaubte, *) — war dennoch ein trefflicher, kenntnißreicher Lehrer, und konnte dem talentvollen Sohne allerdings den Gymnasial-Unterricht gewissermaßen ersetzen.

*) „Es war eine schwache Seite meines Vaters, — erzählt Wagner, — die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen: das masculinum le, das femininum la, und — das neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau). Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie jetzt noch so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wiewohl ich auch dabei — besonders in diesem Augenblick — immer unruhig ans Herz greife wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich seinen Kenntnissen nie etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu ermunterte. Wüßt' ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! denn es gab wohl nie einen redlicheren Wahrheitsforscher als ihn 2c." (S. den Artikel „Apostroph" im histor. ABC.)

Aber wenn C. Wagner auch das nöthige Latein rc. mit zur Akademie brachte, so beklagte er es doch späterhin in mancher Rücksicht, keinen vollständigen Kursus in einer öffentlichen gelehrten Vorschule gemacht zu haben. Gerade dadurch trennten sich auch unsre Wege. Seit ich die Schule bezog, sahen wir uns selten; das geknüpfte Band ward allmälig loser, bis es endlich nach einer Reihe wechselvoller Jahre uns wieder auf's Neue fester als jemals vereinigte.

Als Student war Wagner in Jena emsig; nebenbei ein beliebter, gesuchter Gesellschafter in kleineren und gebildeteren Freundeszirkeln; auch wohl — wie's nun einmal Zeit und Jugend mit sich brachte, — in der Burschensprache „ein fideles Haus"; doch ökonomische Rücksichten nöthigten ihn zu mancher wohlthätigen Einschränkung, so daß sich jedes schädliche Uebermaß in der Burschenfidelität wohl von selbst verbot.

Wie es zu jener Zeit mit seinen poetischen Erzeugnissen beschaffen gewesen, ist mir, dem später Hingekommenen, unbekannt. Ein Kollektaneenbuch des Nachlasses deutet indeß auf manche Vorarbeit zu künftiger Ausführung hin. Das juristische Studium, ob er es gleich freiwillig erwählt, sagte schwerlich seiner Eigenthümlichkeit zu; — wie es denn überhaupt eine besondere Bewandniß hat mit den sogenannten Brodstudien solcher Jünglinge, die wahrhaft zum Dichter ge-

boren wurden. Das sind freilich unter Hunderten, welche Verse machen und Novellen schreiben, immer nur Wenige: diese Wenigen aber möchten nur dichten; — sollten auch nur dichten! Schade, daß bei den Göttermahlen der Poesie der Magen leer bleibt! Schade, daß ein Hochbegabter, der dem Helden Länder erobern hilft, Könige mit dem nieverbleichenden Purpur bekleidet, und der Frauenschönheit den glanzvollsten Schmuck aus dem reichen Schatze seiner Phantasie darleihet, — schade, daß derselbe schöpferische Geist, so oft ihn das rücksichtslose Bedürfniß aus seinen Himmeln auf das schwerschollige Distelfeld des bürgerlichen Lebens herabzieht, seufzend fragen muß: „Wo nehmen wir Brod her in der Wüste?" — Ehe er einmal dahin gelangt, daß ein Publikum (zum Exempel das deutsche —) sein Verdienst unparteiisch würdigt und, — statt ihn hochmüthig zu übersehen und selbstsüchtig zu verkennen, oder neidisch zu bespötteln und hämisch zu tadeln, — ihm für seine Werke ausreichenden Ehrensold giebt, ist schon seine beste Zeit verronnen, seine Jugendblüthe verwittert unter Sturm und Frost! — Der begeisterte Prometheus, der den himmlischen Lebensfunken erbeutete, liegt dann gefesselt am harten Fels. Die Zeitgenossen, die ihm den nagenden Geier ans Herz gesendet oder wenigstens nicht verjagt haben, sind leider nur die Großväter der Menschen, welche dem längstgestorbenen Dichter

ein prunkendes Denkmal errichten und aus Einem, weit-aufgähnenden Munde rufen: „Sehet da! Ein Dichter, der unsrer Nation Ehre macht!" — Ei, wenn nur auch umgekehrt die Nation immer ihren Dichtern Ehre machen wollte! —

Doch wir kehren von dieser Abschweifung — wofern sie in der That eine ist, — zu unserem Ernst Wagner zurück.

Wir zweifeln nicht, daß der Heimkehrende sein Jus verstand. Als praktieirender Advokate hat er wenigstens keinen Proceß verloren, denn — er hat niemals einen geführt.

Der damalige Gutsbesitzer von Roßdorf, Freiherr von W e ch m a r, ein vielseitig gebildeter Mann, schätzte Wagners Vater, und machte sich auch um den Sohn verdient, so weit es seine Verhältnisse gestatteten. Er gab ihm, bald nach der Rückkunft von der Akademie, die Stelle seines Privatsekretärs, wozu er bald noch die Oberaufsicht über den ökonomischen Betrieb der vielverzweigten Wirthschaft hinzufügte. Wie der junge Mann mit Geist, Kraft und Geschick dem beschwerlichen Geschäft vorgestanden, bezeugte die Zufriedenheit der Gutsherrschaft; wie er demselben aber auch zugleich die poetische Seite abzugewinnen wußte, ist aus seinem „Willibald" zu ersehen. Die vier Jahreszeiten, welche die Abtheilungen dieses schönen Romanes bezeichnen, geben

dem erfahrnen Landmanne überall Gelegenheit, einen scharfen, nicht bloß auf der Oberfläche haftenden Kennerblick in die mannigfaltigen Geschäfte des Feldbaues zu bemerken.

Wer dort unsern Ernst beobachtet hätte, wie er mit Frohnarbeitern und Knechten auf den Feldern umherstreifte, mit dem Gutsgesinde hinter dem Erndtewagen heimzog, oder dem Säemann nachhelfend hinter dem Ackerpflug herging, der möchte in solcher Gestalt und Beschäftigung einen der phantasiereichsten Dichter Deutschlands wohl schwerlich geahnet haben!

Nächst der ökonomischen Verwalterstelle versah er auch noch die eines Aktuars der dortigen Patronats-Gerichte. Aber gerade dieses, mehr als zehnjährige Geschäftsleben hatte so manches Lastende und Unerfreuliche für ihn, daß er sich herzlich nach einem andern Wirkungskreis sehnte. Nicht bloß die öftern Anstrengungen, welche ihm seine Verwaltung zur Pflicht machte, sondern mehr noch mancherlei unangenehme Reibungen, die ihn als Gerichtsperson in eine bedenkliche Stellung versetzten, verleideten ihm das sonst so liebe Roßdorf allmälig. Gerade jener Gährung erzeugende Zeitraum — das letzte Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts, — streute mehr als irgend ein früherer den Saamen der Zwietracht und gewaltsamer Umkehr zwischen veraltete Verhältnisse ein; so erhoben sich auch in jener Gemeinde

wachsende Zwistigkeiten zwischen Befehlenden und Gehorchenden, und die wechselseitigen Kränkungen beider Theile gingen Wagner's Herzen nah. Oft mag er damals mit Glück, — doch öfter ohne Erfolg, die Rolle des Vermittlers übernommen haben. Aus jener häkeligen Geschäftsführung darf hier, als charakteristisch, Ein Zug statt Vieler angeführt werden.

Gegen übereilte Vergehungen vieler Gemeinde-Mitglieder war in der ersten Hitze eine strenge Untersuchung angeordnet worden. Wagner, der Protokollführer, sah am Schluß der Verhöre mit bangendem Herzen, wie sich gegenseitig Schuld und Vorwürfe häuften, ja wie der Ausgang manchen Irrenden unvermeidlich ins Verderben führen werde: da warf er, wie aus Versehen, das große gehaltreiche Tintenfaß des Gerichtstisches über die niedergeschriebenen Aussagen her, und mit geschickter Ungeschicklichkeit tunkte er dann, unter dem Scheine die Akten zu retten, sie immer tiefer in diesen schwarzen Lethe-Strom ein. Viele Hauptblätter waren nach Wunsch gänzlich unlesbar geworden, und die weitschichtige Untersuchung hätte nicht rechtsbeständig geendigt werden können, ohne sie noch einmal von vorne anzufangen. — Den scharfen Verweis, den der täppische Protokollist ohne Zweifel erhalten haben wird, verschmerzte er leicht: sein Zweck war erreicht; die erste Hitze verdampfte; das

Weitere unterblieb, und der entstandene Riß war wenigstens nicht noch größer und unheilbarer geworden.

So amtirte der Dichter; — aber er fand dabei doch wenig Trost und Lohn, und fühlte immer mehr, daß er nicht im angemessenen Wirkungskreis stehe. Das väterliche Haus starb allmälig aus; das einfache, reizvolle Leben, was sonst gewaltet, fand er jetzt, wo der Bruder an des Vaters Stelle eingerückt war, nicht mehr dort; unvermeidliche Verstimmungen des Gemüthes führten wohl auch manchen Irrthum herbei. — Doch war dieser Zeitraum wenigstens nicht ohne jene Tröstung geblieben, die der Familienvater bald im Kreise seiner eignen Häuslichkeit finden lernet. Wagner hatte sich (im J. 1793) mit einer Dem. Bergeon aus Neuchatel — früherhin Gouvernante in einem adeligen Hause unweit Meiningen, — verheirathet, und sie ward ihm eine treue Mutter von drei Söhnen und einer Tochter. Doch der erstgeborne Sohn starb bald, und so trübte sich auch von dieser Seite her das Familienglück des Vaters.

Zehn Jahre später sehen wir sein Geschick noch unter keiner günstigeren Konstellation, und der Ausdruck seiner damaligen herrschenden Stimmung deutet keineswegs auf jene Gemüthsheiterkeit hin, die ihn sonst so natürlich war. — Hören wir ihn selbst im „historischen ABC" sich darüber aussprechen:

„Der Mond hat immer so schöne Todesgedanken in mir erweckt; besonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt. Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen die Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!"

„Die Herrlichkeit des Spätrothes begann in Westen zu verglimmen und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der hohen Kirche, über den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofs; über jenen theuren Todten, die längst von ihrer ägyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; — über den Gräbern der Eltern, des Bruders *), des Freundes, des Kindes. Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen; voll

*) Der Bruder war der schon erwähnte Nachfolger des Vaters. Er starb, noch nicht 40 Jahre alt. — Der Freund war Wagner's geliebter Gespiele Wilhelm, den wir auch bereits kennen.

Ach, dicht neben diesen heiligen Todtenhügeln grub in späterer Zeit ein strenges Geschick auch für meine Erinnerung ein heiliges, mit schwer zu stillenden Thränen

und rein stand er da zwischen weißen sanftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltsam verschimmeltes und doch sehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, sich so tröstend hervorhob! So wie das Abendroth dort vollends dahinschwand, röthete sich hier allmälig ein sanftes geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fortzuziehen schien; — ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele. O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber!

---

geweihtes Grab! — Mein theurer Sohn Eduard, ein sechzehnjähriger Jüngling, herrlich blühend an Geist und Leib, hatte im December 1821 während seiner Schulferien einen Jugendfreund in Roßdorf besucht. Des Jagdwesens nicht unkundig, erregten Schießgewehre leicht seine Aufmerksamkeit; so nahm er auch dort ein geladenes Gewehr von der Wand, um es in der Nähe zu betrachten. Beim Wiederaufhängen stößt das schadhafte Schloß an den hölzernen Wandnagel an, und der zündende Schuß trifft des Sohnes Herz; — eines der reinsten und besten, die hier auf Erden schlagen!

Aber tröste dich nun endlich, du mitgetroffenes Vaterherz! Erhebe dich mit den erhabenen Gedanken bei-

O Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — —"

* *

Der Dichter — so wähnet vielleicht Mancher, der es nicht ist, — müsse sich in seinen äußern Verhältnissen behaglich fühlen; wenigstens von den kleinlichen Geschäften und Sorgen des Alltagslebens nicht beschweret seyn, um etwas wahrhaft Schönes zu schaffen. Zum Glück zeigt sich's doch oft anders in der Erfahrung! Darauf deutet Wagner selbst in seinen „reisenden Malern" mit den Worten hin: „Ueberfluß ist dem Kunstfleiße offenbar

---

nes, nun auch längst heimgegangenen Freundes, und fühle es tief, was Er bei den Worten gefühlt: „O Mond, wie tröstend standst du da über meinen Todten!"

Ja! die himmlische Kugel, „die sich aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit" hervorhebt, — sie wandelt festen Ganges und in freundlicher Ruhe auf und ab durch die kurzen wechselvollen Jahre der Sterblichen. Sie steht noch dort oben und lächelt, und verkündet den ewigen Gott, wenn auch alle jene Todtenhügel längst geebnet sind, und wenn unser befreundetes Andenken auf Erden in keinem Munde und in keiner Schrift mehr lebet!

Anm. des Herausgebers.

nachtheiliger, als eine beschränkte, sorgenvolle Existenz." Ja, zum Glück ringt der Geist sich gerade unter dem Druck ungünstiger Verhältnisse oft am kräftigsten auf; und mancher Dichter und Künstler konnte vielleicht auf keinem andern Wege zum Ziel, — zum klaren Bewußtseyn der in ihm schlummernden Bildungskraft, gelangen, als auf dem Wege der Erdennoth. Auch unser Wagner würde wahrscheinlich nur seinem kleinen Wirkungskreise für kurze Zeit — statt Deutschland für immer, — angehört haben, wenn nicht das Bedürfniß, sich für die Entsagungen einer bedrängten äußeren Lage auf andere Weise zu entschädigen, ihn zu den höheren Regionen einer poetischen Welt hinaufgerückt hätte. So fand er den ersten Antrieb zur bleibenden Richtung seiner inneren Kräfte. Er mußte — damit wir uns seiner eignen Worte bedienen, — „mitten im wirklichen Leben ein andres, lieblicheres, fabelhaftes Leben auferbauen, welches ihn der höheren Idee zuführte, ohne ihm die gemeine Wirklichkeit zu vertilgen." (S. d. Vorrede zu „Wilibalds Ansichten des Lebens.")

Gerade in jene Zeit, wo er bei kärglichem Einkommen als Gerichtsaktuar und als Oekonom vergebens Rechtlichkeit und Oekonomie herzustellen suchte; wo Sorge und Verdruß, bald durch fremde, bald durch eigne Schuld, mancherlei Stürme herbeiführten, — gerade in diese ungünstig scheinende Zeit fällt die Blüthe des poe-

tischen Frühlings unseres Freundes. Er beschloß als Schriftsteller aufzutreten.

Sein früh'ster Versuch, auf das Dramatische hingerichtet, wollte nicht gelingen. Mit zwei schon völlig ausgearbeiteten Lustspielen, betitelt: „die reisenden Maler" und „der Triumph der Liebe," hoffte er im J. 1801 die schriftstellerische Laufbahn zu eröffnen; allein er hatte sich zugleich mit den handelnden Personen seiner Theaterstücke auch zugleich das zugehörige Theaterpublikum selbst geschaffen; und wie Er sich's dachte, so wollte sich's nirgends finden. — In der That möchte selbst in den gebildetsten Städten Deutschlands keines den „reisenden Malern" einen Passirzettel, oder dem „Triumph der Liebe" einen Lorbeerkranz gereicht haben! Damit soll aber keineswegs behauptet werden, daß es jenen Dramen an Geist und Kraft gänzlich fehle, sondern nur so viel: „daß der Dichter das rechte Maaß nicht zu treffen wußte; — daß er den Zuschauer und Zuhörer — dessen Beifall so sehr vom flüchtigen sinnlichen Eindruck abhängt, — mit dem feinsinnigen, das Kunstschöne bedächtlicher aufnehmenden Leser verwechselte.

Nach mehreren mißlungenen Versuchen, die beiden Stücke bei einer Theaterdirektion zur Aufführung, oder wenigstens bei einem Verleger zum Drucke anzubringen, verarbeitete er den Stoff derselben zu einem bekannt gewordenen Romane: „den reisenden Malern."

Die Freunde des Dichters dürfen erwarten, von der ursprünglichen dramatischen Behandlung wenigstens eine Probe zu sehen; wir geben sie in den beigefügten „Mittheilungen" unter Nr. I. — Doch der Umarbeitung dieser Schauspiele ging „Wilibald," Wagner's bestes Werk, voraus.

Ein Wort aus Wilhelm Meister's Lehrjahren: „So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer Einige, die zugleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen" — hat der Dichter seinem Wilibald vorangestellt, und zugleich das aufrichtige Bekenntniß ausgesprochen: „Göthe's berühmtes Werk habe ihn zunächst für den Versuch eines Romanes begeistert." — Sollte aber wohl irgend ein deutsches Dichterwerk dem Wilhelm Meister näher stehn, als Wilibald? — Wir zweifeln!

Das Urtheil des gebildeteren Publikums, der meisten Kritiker, und — irren wir nicht, — des Großmeisters der deutschen Dichter selbst, stellten jenen Roman, den der Bescheidene zaghaft nur als ersten Versuch hinreichte, dem Besten zur Seite, was unsere Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat.

In den einfach angelegten Plan weben sich, wie von selbst, die anziehendsten Verwickelungen ein; — nicht durch abenteuerliche Einwirkung des erträumten Zufal-

les, sondern durch psychologisch entwickelte innere Wahrheit der dargestellten Charaktere herbeigeführt. Die Personen bewegen sich lebendig, scharf individualisirt, und in den reizendsten Gegenstellungen vor unsern Augen; sie sind — um uns eines Jean Paul'schen Ausdrucks zu bedienen, — rein ausgeschaffen; sie werden, möchte man sagen, nicht vom Dichter geschildert, sondern sie schildern sich selbst durch ihre Werke und durch ihre ganze Handlungsweise; sie treten, mit einem Worte, plastisch hervor ins Leben.

Nirgends sieht man hier, wie bei der Mehrzahl unsrer Romane, den Autor, gleich dem Marionettenspieler, hinter seinen Puppen handthieren, welche Menschen vorstellen sollen; nirgends stoßen wir auf Uebertreibung und Unnatur. Alles entwickelt sich von Innen herauswachsend, wie die Blüthe aus dem Keim, wie die Frucht aus der Blüthe. Begegnen uns auch überall ausgezeichnete Menschen, so bleiben sie doch in allen Verhältnissen echt human, und werden uns gar bald zu alten Bekannten und lieben Vertrauten. Während wir uns in ihrer Gesellschaft auf das angenehmste unterhalten, finden wir zugleich vielfach Gelegenheit, uns zu belehren; — bringen Vieles mit zurück, was wir noch nicht gewußt, oder was wir wenigstens aus dem dunkeln Bewußtseyn noch niemals so klar zur Anschauung hervorgehoben haben.

Mathilde, das holde sinnige Kind der Natur, *) vollblühend im höchsten Liebreiz der Unschuld, — eine mackellose jungfräuliche Rose, prangend vor allen Blumenschwestern im unverkünstelten Garten des rüstigen Landlebens; — Mariane, die etwas überreizte, aber dennoch reizende, so gefühlvolle wie reinsittliche, schwärmerisch Liebende; — die Gräfin, weniger regelrecht, aber reich an Geist und Bildung; hingegeben dem Zuge des großen eleganten Weltlebens; ihre heimlich und heftig aufflammende Sinnenglut nur bemeisternd durch die gewohnten Fesseln des äußeren Anstandes; Fesseln, die sie doch auch zuweilen selbstherrschend von sich wirft; so wie sie überhaupt da und dort jene zarte Grenzlinie überschreitet, welche geniale Frauen so selten gehörig zu erkennen und zu schonen verstehn; — auf der andern Seite der kräftig aufblühende Wilibald, immer in männlich thätiger Wechselwirkung mit dem Gange seines Geschicks; stets der reinmenschlichen Ausbildung entgegenstrebend, und, ohne gerade ein Tugendheld zu seyn, sowohl in der Wahl der Mittel zum guten Zweck, als

*) Von ihr sagt Jean Paul: „In dieser Mathilde haben Sie eine köstliche Jungfrau von neuer romantischer Gestalt vom Himmel auf die Erde gelassen. Sie ist gar nicht leicht zu fassen und zu halten! 2c.“ (S. die Briefe J. Pauls in den „Mittheilungen.“)

in der Ausführung, selten irrend; — dann, der edle, durch ernste Erfahrungen zum besonnenen würdigen Manne gereifte Otto; der geniale kunstschwärmerische Minelli; der lebenslustige Pinius ꝛc. und nicht unter, sondern neben diesen interessanten Personen, der unsichtbare Flötenspieler, — die treue reine Seele, die sich auf Flügeln der Harmonie so hoch über die verwirrten, hemmenden Verhältnisse des Erdenlebens erhebt, daß sie endlich den Rückweg nicht wieder findet, oder auch nicht mehr sucht, und dem Himmel der Seligen zueilend, den müden bleichen Körper gern der Erde und ihrem Gewürm überläßt: — und dieses ganze lebenreiche Gemälde des Romanes eingerahmt in die lieblichste idyllische Einfassung, so daß seine Begebenheiten, immer mit den Jahreszeiten fortschreitend, zugleich ein treues, poetisch aufgefaßtes Bild ländlicher Beschäftigungen und Genüsse darbieten: — ein solches Gemälde mußte wohl gleich bei seiner ersten Ausstellung die Blicke der Kenner auf sich ziehn, und der überall laut werdende Beifall den Meister zu ähnlichen Werken ermuntern!

In der That mag wohl selten ein Roman, — und noch dazu der Roman eines Neulings, — im Allgemeinen bei unserm schwer zu begeisternden Publikum so viel Glück gleich bei seinem ersten Erscheinen gemacht haben, als Wilibalds Ansichten des

Lebens! Nicht, als ob das Buch nun schnell tausendfältig um- und nachgedruckt, alle Leihbibliotheken durchwandert hätte, um, gleich den Walther Scott'schen Werken, vom Heißhunger einer Million deutscher Leser verschlungen zu werden; (Wilibald hat vielmehr im Zeitraume von 20 Jahren nur 3 Auflagen erlebt, von welchen die ersten wohl kaum 2000 Exemplare enthalten haben mögen;) dagegen aber durfte gleich anfangs, und darf heute noch, Wilibald sich des allein ehrenden Beifalles des gebildeteren, urtheilsfähigeren Theiles der Nation rühmen. Sein ehrenvoller Platz unter den klassischen Werken unsrer Romanendichtung bleibt ihm für immer gesichert, und alle echte Kenner von Sinn und Gefühl für wahre Poesie werden dieses vaterländische Erzeugniß hoch über die flachen breiten Modeartikel des Auslandes stellen, nach welchen jetzt so viele deutsche Kechenäer so begierig schnappen, wie ein aufs Trockene gesetzter Karpfen nach Luft.

Es war wohl mit Grund zu erwarten, daß für den Schriftsteller, dessen Erstlingen man den Kranz der Meisterschaft zuerkannte, sich bald eine andre Laufbahn eröffnen werde, als ihm sein bisheriger beschränkter Wirkungskreis darbot. Wahrscheinlich war es Jean Paul Fr. Richter, der den damaligen edlen Herzog Georg von S. Meiningen zuerst auf Wagnern aufmerksam machte. Er hatte manches Erfreuliche von ihm in

Handschrift bereits früher kennen gelernt, und wußte das darin aufblickende Talent nach Verdienst zu würdigen.

Jean Paul genoß bei dem Herzog hoher Achtung und Freundschaft; sein Fürwort galt viel. Unerwartet erhielt der Empfohlene das Dekret als Kabinetssekretär des Herzogs, und sah mit labender Hoffnung einer Zukunft entgegen, wie er sie sich kaum geträumt, und wie er sie jeden Falles nicht besser wünschen konnte. Der Fürst, in dessen Nähe er von nun an leben und arbeiten sollte, war allgemein geliebt; jeder geizte nach dem Vorzug, mit ihm, bei welchem der Mensch den Fürsten weit überragte, in nähere Verhältnisse zu treten, oder auch nur, von ihm bemerkt, unter ihm zu dienen; denn er wußte ohne kleinliche Rücksicht auf Etikette aus seinen Dienern die Ausgezeichneteren zum traulichen Umgang zu wählen; die häufig wiederkehrenden Abendunterhaltungen bei ihm, durch Gespräch und Vorlesung gewürzt, boten einen Genuß dar, den ein Mann, wie E. Wagner, nur mit freudiger Sehnsucht entgegen sehen konnte. Die Geschäfte des neuen, ihm bestimmten Wirkungskreises waren von der Art, daß es ihm niemals an günstiger Muße für seine Schriftsteller-Arbeiten fehlen konnte; die angebotene Besoldung deckte die nothwendigsten häuslichen Bedürfnisse, und wenn auch vorerst der Ehrensold für seine Schriften sehr gering ausfiel, so ließ

doch der gewonnene Beifall eine bedeutende Einnahme für die Zukunft hoffen. Für seine zärtlich geliebten Kinder, Karl, Anton und Luise, fand er in seinem neuen Wohnorte treffliche Gelegenheit zu einer Ausbildung, wie sie das abgelegene Dörfchen nicht zu geben vermochte. Alle diese Aussichten machten ihn, — der ohnehin bei seinen Ansprüchen an das Glück so bescheiden, und so dankbar für jede kleine Gunst desselben war, — zum glücklichsten Sterblichen. Allein er sollte nun einmal nicht zum vollen Genuß seiner schönsten Jahre gelangen. Ihm waren noch große und schwere Prüfungen bestimmt, und sie begannen, ehe er noch sein Amt angetreten, mit Herzog Georg's höchstunerwartetem Tode.

Ein harter, das ganze Herzogthum erschütternder Schlag! Alles Volk war in Thränen über den unermeßlichen Verlust; Wagner einer der Untröstlichsten unter Allen! — Seinen Gefühlen für den verewigten Fürsten hat er in den „Reisen aus der Fremde in die Heimath" Worte zu geben gesucht, die auch wohl jetzt noch manchen Leser rühren werden, wenn er gleich weder den Dichter, noch dessen fürstlichen Wohlthäter, näher gekannt hat.

Die Regierung des nun vaterlosen Landes fiel, bei der Minderjährigkeit des Herzogs Bernhard, der als ein erst dreijähriger Prinz die Hoffnung desselben blieb,

in weibliche Hand; aber es war die Hand einer echten Mutter! Luise Eleonore wußte, als Muster streng geregelter Ordnung und gewissenhafter Rechtlichkeit, mit männlicher Festigkeit und weiblicher Milde zu erhalten, was Georg geschaffen, — fortzubauen, was er gegründet hatte; und solcher Eigenschaften bedurfte es in der That für jene, von Gefahren, Noth und Sorgen so vielfach bedrängte Zeit. Von dieser mütterlichen Regentin war es gar nicht anders zu erwarten, als daß sie auch bis zu den kleinsten Verhältnissen herab den Willen des Hingeschiedenen ehren, und selbst da sich keine Abweichung von seinen unausgeführt gebliebenen Beschlüssen erlauben würde, wo die Noth der Zeit Ersparnisse aller Art zur Pflicht zu machen schien. So erhielt denn auch E. Wagner, was er in der That kaum zu hoffen wagte, bald die Bestätigung seines Rufs, obgleich nunmehr seine Sekretariatsdienste fast ganz entbehrlich geworden waren. Welch ein ehren- und segenvolles Lob für diese treffliche Fürstin, daß der Nichtvergessene, Reichbedachte das Zeugniß ausstellen konnte: „die edle Wittwe seines Herzogs habe ihm noch weit mehr gehalten, als dieser ihm versprochen!“ (S. seine Briefe an Truchseß.)

Im folgenden Jahre hielt er seinen Einzug in Meiningen. Wenn er auch den tiefen Schmerz über den Verlust des theuern Mannes, der ihn zuerst dorthin ge-

rufen, noch mitbrachte, so bot ihm doch seine neue Lage, das bequemere Auskommen ungerechnet, gar Vieles dar, was ihn trösten, und ihm die Geistesheiterkeit und Freiheit zurückgeben konnte, welche für jeden Dichter der schöpferische Hauch ist, der bildend über dem Chaos schwebt.

Ein einfaches, nach den Gesetzen weiser Sparsamkeit eingerichtetes Familienleben gab ihm den niegetrübten Genuß stiller Häuslichkeit. Außer derselben sah er sich geachtet und hervorgezogen; mehrere der angesehendsten Familien empfingen ihn als vertrauten Hausfreund in ihren geselligen Zirkeln. Die Aufsicht über die herzogliche Handbibliothek und der Umgang mit einigen vielseitig gebildeten Männern, (unter welchen der geniale, auch als geologischer Schriftsteller ausgezeichnete Geheimerath Heim vor Allen genannt zu werden verdient,) verschaffte ihm erwünschte Gelegenheit zu steter wissenschaftlicher Fortbildung, — bei deren Stillstand auch der talentvolle Dichter in Kurzem nur taube Blüthen hervorbringt.

Unter so günstigen Vorzeichen arbeitete unser Freund freudig an mehreren neuen, fast gleichzeitig entworfenen Werken, welche er in dem, verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von vier Jahren vollendete. Zuerst kamen „die reisenden Maler" an die Reihe.

Dieser Roman verdankt, wie bereits erwähnt worden, sein Daseyn einem Wiederbelebungsversuche. Jene dramatischen Erstgeburten, welche die Theaterdirektionen so unbarmherzig erstickt hatten, sollten in erneuter Gestalt hervorgehn. Bedenkt man, daß jeder Umarbeitung, wofern sie, als aus ganzem Holze gearbeitet, nicht gestückelt und geleimt erscheinen soll, schwer zu besiegende Schwierigkeiten entgegenstehen, und fügt man den Umstand hinzu, daß hier zwei völlig verschiedene Stücke zu Einem Ganzen verarbeitet werden mußten, so wird man allerdings dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen können: er habe die schwierige Aufgabe glücklich gelös't. Es blickt wohl hier und da ein Endchen jener Bande vor, durch welche die poetische Freiheit der Erfindung an einen gegebenen, hier und da widerstrebenden, Stoff gefesselt war; es dürfte auch der recensirende Jean Paul vollkommen Recht haben, wenn er die allzuumständlichen Gespräche der handelnden Personen hinwegwünscht; ja, wir wollen sogar dem Dichter das Bekenntniß: „es habe ihm das ganze Buch nur zum Vehikel seines Kunstschulplanes gedient" (der jedoch erst in den „Reisen" vollständig erschien,) keineswegs zum Verdienst anrechnen, indem jede poetische Schöpfung durch die bemerkte Absichtlichkeit der Einmischung praktischer Zwecke keinen völlig reinen Kunstgenuß gestattet: bei dem Allen aber werden wir gern eingestehen, daß

die „reisenden Maler" den reichlich gefundenen Beifall in vielfacher Rücksicht verdienen.

Die Charaktere der Hauptpersonen sind scharf abgegrenzt und treu durchgeführt. Wir finden an Brixenfels, — „der seinen eigentlichen Charakter nur vorsichtig und selten zeigt, — weltkluge Erfahrung und eine gewisse Unnahbarkeit für leidenschaftliche Gefühle, verbunden mit einem hohen Grade von menschlichem Stolze, den er gegenwärtig in Künstlerstolz eingekleidet hat; — an Schweizern edlen Charakterstolz, große Leidenschaftlichkeit, und tiefes feuriges Gefühl für alles Herrliche; — an Fink leichtflammendes Feuer zum Guten, Scharfsinn und Genie zu Allem, jugendliche Lust an jeder Fülle des Lebens; alles dieß aber ohne freie Thatkraft und noch in einer schülerhaften Empfänglichkeit für jede praktische Richtung."

Unter den weiblichen Figuren tritt die, leider zu wenig zur Handlung kommende Kordelia höchstreizend hervor; besonders ist die Scene ihres ersten Auftrittes unübertrefflich schön geschildert. Bei den zum Hofe gehörigen Damen hat sich der Dichter manche Abbreviaturen erlaubt; aber dem unhöfischen Leser gefallen sie vielleicht so besser!

Die humoristische Ader schlägt übrigens mit vollen Pulsen; doch möchte Lenz, (den Steinach passend „einen ins Unglück gerathenen, liederlich gewordenen

Fink" nennt,) bisweilen ein zartes Ohr durch seine handfeste Derbheit beleidigen. Selbst Fink ist von dieser Unschicklichkeit nicht ganz frei zu sprechen. Demunerachtet weht allenthalben der wohlthuende Hauch eines reinen sittlichen Gefühls, das Beförderung eines tüchtigen Sinnes und Handelns sich zum ersten Zwecke macht, und zur Bekämpfung des bösen Princips oft nicht allein mit Ruthen, sondern wenn es nöthig scheint, sogar mit Prügeln darein schlägt.

Zum höchsten Schmucke dienen diesem Romane die lebenswarmen Naturschilderungen; — wie denn überhaupt in dieser poetischen Landschaftsmalerei, außer Jean Paul und dem metrischen Matthisson, vielleicht kein deutscher Dichter unserm E. Wagner gleichkommen möchte. Eines der wohlgelungenen Bilder, — das volle Erwachen des jungen Sommers nach einem Gewitterregen malend, — bezeichne hier den Werth aller übrigen:

„Mir ist, als hörte ich überall neue Knospen mit wollüstigem Geräusch aufgehn; fettes Grün bricht im Triumphe hervor; lispelnd küssen sich neuverwandte Zweige, und tausend Blätter, die noch nie den Gespielen nahten, strecken sich in wachsender Sehnsucht zum ersten Male einander zu, wie die Arme der Liebenden; die Knoten der Balsamtanne springen vor Ueppigkeit, und

fließen von selbst über; eine neue Hoffnung ist heute zu neuem Glanze ihres tröstenden Grüns, dieser unverlöschlichen Farbe des bessern Lebens und der Unsterblichkeit, vom Himmel herabgeströmt. — Seht, wie dort die Saat schwillt! Der bläuliche Dampf einer übervollen Kraft hat sich auf ihren Wellen gelagert und zieht geheimnißvoll den Schleier über die bräutliche Begattung des Sommers mit der reizenden Au. — Und des Menschen Herz sollte in dieser Zeit der Wonne ungerührt bleiben und seine eigne süße Bestimmung, die Liebe, vergessen können? — Ha, der Westen flammt noch in Purpur! Gewiß ist in diesem Augenblick hinter jenen Bergen das Wolkenland zerrissen; denn fern am östlichen Gebirge blitzen noch zinnoberrothe Kanten unter der rauchenden Stirne. — O hätten wir Flügel, um uns aufzuschwingen in das Regenbogenmeer, und dort die scheidende Kugel noch einmal mit Jubel zu grüßen!"

Nächst solchen Schönheiten der Darstellung blickt, hauptsächlich für Wagners persönliche Bekannte und Freunde, seine liebenswürdige Eigenthümlichkeit so unverkennbar aus den, seinen Personen zugetheilten Rollen hervor; — besonders in Stellen, die das Sehnen nach seinen glücklichen Kinderjahren aussprechen. Denn ihm ist oft zu Muthe, wie er es dem gefühlvollen Steinach in den Mund legt: „als schlänge sich der Strom des Lebens plötzlich herum, und blitzte wieder hinauf zum

stillhervorspielenden Perlenquell der Kindheit und zu seinen süßen Blumen."

Ferdinand Miller, welcher der Zeitfolge nach gleich nach den reisenden Malern genannt werden muß, ist mehr Novelle, als ausgeführter Roman; aber sie gehört als solche gewiß zu den Besseren. Ein kräftiger, kenntnißvoller junger Mann, der seinen höchsten Ruhm darin sucht, sich als ein echter Deutscher, — frei von aller abgeschmackten Deutschthümelei, — zu beweisen und seinem Volke, so weit es ein beschränkter Wirkungskreis gestattet, den hülfreichen Arm zu bieten, — steht als die Hauptfigur der Erzählung da, und verdient vor den Augen des Lesers das Glück, das er erwirbt. In dem Bilde Karolinens und Marieen's zeigt sich des Malers meisterhafter Pinsel. Selbst der aufmerksamste Leser bleibt fast bis zum Schlusse ungewiß über Karolinens trefflichen Charakter, weil er, den motivirten Verhältnissen nach, nur verhüllt erscheinen durfte; bis zuletzt sich Alles zum Glück Ferdinands und zur vollen Zufriedenheit des theilnehmenden Lesers löset.

Isidora folgte dem Ferdinand Miller, oder begleitete ihn vielmehr; — ein wohlgelungener kleiner Roman, aus dem sich die Legende vom St. Hubertusbrunnen vorzüglich heraushebt. Das, im gehaltenen Ton alterthümlicher Sage erzählte Mährchen ist mit der Fabel des Romanes anziehend verwebt; die Charaktere der

handelnden Personen interessiren den Leser nicht weniger, als die der übrigen Dichtungen Wagner's; obgleich auch hier sich die Bemerkung nicht unterdrücken läßt: daß er sich mit den Hof-Verhältnissen vornehmer Personalitäten manche bürgerliche Freiheiten herausnimmt; so daß auf sein Werk angewendet werden kann, was Eulalie von Dagobert behauptet: „so viel ist gewiß, daß unser Freund aus den gewöhnlichen Vorschriften des Anstandes nur die herausgreift, welche ihm selbst zu passen scheinen."

Merkwürdig zeichnet sich die eigenthümliche religiöse Ansicht vom sogenannten thierischen Magnetismus aus (er hat sich bekanntlich noch jetzt nicht recht humanisirt). Diese, aus den Fingerspitzen sprühende officinelle Kraft, — die mit dem gemeinen Geschlechtstrieb oft weit näher verwandt ist, als sie sich's gestehen mag, — spielte damals eine große Rolle. Es gehörte ein frommer Dichter dazu, um dem Thierischen das Himmlische abzugewinnen!

Beide Romane, Ferdinand Miller und Isidora, haben weniger Eingang im großen vaterländischen Publikum gefunden. Die Auflage, des Einen wie des Andern, betrug nicht über tausend Exemplare; und davon behauptet der Verleger binnen vierzehn Jahren kaum zwei Drittheile abgesetzt zu haben. — Allerdings wenig für ein Publikum, welches oft von

den lockersten Produktionen alljährlich 6000 Exemplare aufkauft!

Lernet, deutsche Leser! Euern Wagner nur erst recht kennen, und Ihr werdet mit immer neuem Genuß zu ihm zurückkehren, wenn Ihr so Manches, was Ihr bloß zur Zeitkürzung, der Mode des Tages huldigend, durchblättert, längst mit Widerwillen zurückgelegt habt!

Die „Reisen aus der Fremde in die Heimath" hatten wir bereits öfter zu nennen Gelegenheit. Wenn wir auch gerade nicht unserm Jean Paul beipflichten, welcher behauptet: „die Reisen seyen Wagner's bestes Werk," (s. die Br. J. Pauls in den „Mittheilungen," Br. VIII.) denn dafür müssen wir immer nur den Wilibald erklären; — so unterschreiben wir dennoch übrigens sein Urtheil mit Ueberzeugung: „Seine Lebensfrische; die Glut der Scenen; die Schärfe der Charaktere; besonders die seltene Kunst, weibliche Körper scharf zu malen; — ein schonender Geschmack im Komischen u. s. w., alle diese Schönheiten wirken mächtig zusammen und besiegen den etwas lockeren, seine eigne Macht zu sehr zertheilenden Plan."

Wagner hat in diesem Buche großentheils sich und sein Leben dargestellt, und psychologisch entwickelt, wie in einem siechhaften, der Auflösung entgegengehenden Leibe, die starke, durch schöne Gefühle veredelte Seele mit weit stärkerem Schritte der höchsten Vollendung zueilet. —

Das Buch enthält einen Reichthum gereifter Gedanken, scharfsinniger, aus tiefer Erkenntniß des wirklichen Lebens geschöpfter Bemerkungen und gelungener, — freilich nicht allgemein vorkommender, — Charakter-Darstellungen.

Für das Beste unter Allem was Wagner geschrieben, hielt er selbst sein „historisches ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen.“ Wir glauben uns indeß allerdings zu dem Urtheile berechtigt, daß dieses liebe Büchlein, — um den guten, hauptsächlich aber den zarten, Geschmack nirgends zu beleidigen, — noch einer letzten Sichtung bedurft hätte. Gewiß würde der Verfasser selbst Manches gestrichen haben, wäre ihm mehr Zeit zur Feile seiner späteren Werke geblieben. Er fühlte in den letzten Jahren zu oft, daß seine noch übrigen Tage gezählt seyen; gleichwohl blieb seine Schöpfungskraft ungeschwächt. Mit immer neu hervorbrechenden Blüthen stand der reichbegabte Baum der Phantasie im Lebensgarten des kranken Gärtners. In fast ängstlicher Eile, noch so viele Früchte als möglich zur Reife zu bringen, vergaß er bisweilen, daß zu jeder echten Zeitigung vor allen Dingen Zeit gehöre. Er schrieb daher sehr schnell, und besserte in seinen letzten Werken selten nach. — Blickt der geneigte Leser des „historischen ABC“ über manches Einzelne hinweg, was vielleicht allzunah' am Kleinlichen hinstreift, so sieht er sich für solche billige

Nachsicht überreich belohnt, durch eine Fülle tiefer Empfindungen, scharf ins Leben eindringender Bemerkungen, humoristischer Phantasiespiele und ergetzlicher Scherze. Hauptsächlich ist das genannte Werkchen Wagners vertrauteren Freunden unstreitig eines der schätzbarsten Stücke seines Nachlasses; und ohne dessen Benutzung möchte wohl dieser Biographie Vieles abgehn, was darin den Leser am meisten anspricht; denn das sind ohne Zweifel die charakteristischen Züge, welche der Meister selbst mit fester Hand zu seinem Portrait entworfen hat. Dem Biographen ließ er bloß das kleine Verdienst, sie zu einem vollständigen Bilde zu sammeln und zu ordnen.

Heiter und hoffnungsreich in ununterbrochener Geistesthätigkeit fand ich Wagnern am Schlusse des Jahres 1805 in Meiningen wieder, wo unsre Lebenspfade, die lange Zeit hindurch getrennt gewesen, durch eine unerwartete Wendung sich aufs Neue vereinigten.

Der Wunsch meines bejahrten Vaters und der eigne innere Beruf hatte mich ihm bereits zum Gehülfen im Pfarramte gegeben. Mein Weg schien von nun an vorgezeichnet; sein Ziel unverhüllt. Schon war ich ein glücklicher Gatte und Vater, keinen höheren Wunsch hegend, als in der Fortsetzung der einfachsten Lebensverhältnisse, in beschränkter, aber segenreicher Wirksamkeit, einst so

den Lauf zu schließen, wie der väterliche Greis, der von seiner Gemeinde schmerzlich beweint und gewiß nimmer vergessen, am Charfreitage 1805, — am Todestage seines göttlichen Herrn und Meisters, den er in Lehre und Leben treu verkündet, — einundachtzig Jahre alt zur Ruhe der Seligen einging. Welcher Sohn würde an meiner Stelle nicht auch gewünscht und gestrebt haben, so zu leben, um einst so sterben zu können!

Doch meine Bestimmung als Prediger sollte zugleich mit dem Leben des Vaters zu Ende gehn; denn bald nach seinem Tode erhielt ich höchstunerwartet von der allgemein verehrten Regentin meines Vaterlandes den Ruf: „die Führung des jungen Herzogs Bernhard zu übernehmen.“

Nur nach schwerem Kampfe mit mir selbst, der in den Zweifeln über meine Tüchtigkeit zu solchem wichtigen, verantwortungsvollen Amte nur allzusehr begründet war, folgte ich dem höheren Wink. Das Freundes-Ideal der früheren Jahre, meinen E r n st, hatte ich, — oder vielmehr: er hatte mich, ziemlich aus dem Auge verloren. Die Verschiedenheit der Geschäfte, der lange Zeitraum der Trennung, — besonders für jenes Alter bedeutend, — hatten uns gegen einander allmälig entfremdet: aber wie bald fanden und erkannten wir uns wieder!

Wagner war oft im herzoglichen Schlosse, um seines

Geschäfts als Bibliothekar zu warten; seine Bibliothek war in der Nähe meiner Wohnung. Eine freie Stunde und ein einladender Wink des anwesenden Freundes führte mich oft an seine Seite, und manches heitre Gespräch führte uns in die schöne Vergangenheit zurück, worin Dichter so gern leben, um aus der „Quelle ewiger Jugend" zu schöpfen, von welcher der niealternde „Fibelschütz" mit herzinnigen Gefühlen sagt: „Es ist gewiß, daß sie uns schon auf dieser Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmlisches Rieseln. Ich habe sie nie anderswo gesucht, als in der Phantasie. — Wie arm und veraltet kam mir oft das Leben vor! Wie gemein und abgelebt all' mein Thun; wie fade und unlustig alle Zukunft! Wie tief saß der ganze Philister in der abgeschmacktesten spießbürgerlichsten Prosa da; — über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner, und schwarze schmutzige Wüste; — alle irdische Dinge, Verhältnisse und Meinungen so verbraucht und längst abgedroschen wie leeres Stroh! Auf einmal trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens, freundlich in mein Gemüth, — weich und süß, aber so tief rührend und kräftig, daß mein dürstendes Herz vor dieser wunderbaren Frische erbebte und zu neuem jugendlichen Leben lieblich aufschauerte. Da sah ich hinüber in das Land der Seelen, und schaute den Quell der Verjüngung; und um seine ewig frischen Blumenränder spielten

die Kinder der Unsterblichkeit. Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmlischen Wundersaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geschwellt!"

So fühlten wir's wohl Beide, wenn wir zum Fenster hintraten, wo sich eine freie, herrliche Aussicht ins Thal öffnete. Da zog vor unsern Blicken die Werra unter Bäumen und Buschwerk im grünen Wiesgrund hinab. Es war ja derselbe Fluß, an dessen Ufern wir, einige Meilen abwärts, einst so frohe Stunden verjubelt hatten! Welche Zeit lag nun schon hinter uns! Wie hatte sich nicht alles verwandelt! Die dort so unbeachteten Pfarrsöhne durften es wohl fühlen, daß ihnen durch die Gunst des Schicksals eine weit wichtigere Laufbahn eröffnet worden sey, als damals sich ahnen ließ. Der Eine bildete sich für die Förderung edler Kunstgenüsse, nicht bloß für sein kleines, sondern für's große deutsche Vaterland, und sein Name ward schon mit Achtung von allen Gebildeten genannt; der Andere fühlte sich zwar beschränkter, aber er durfte dennoch hoffen, manches Saamenkorn auszustreu'n, das reiche Früchte tragen könne für Tausende seiner Mitbürger. — Das Gefühl allgemeiner Wirksamkeit stimmt den Menschen feierlicher, ernster; ja, es läutert die Selbstliebe, daß sie sich zur Menschenliebe veredele. In diesem gemeinsamen Gefühl suchten sich die Hände zum festen Druck. Ein neuer ewiger Bund war eschlossen. In

allem Wandel der Zeit und ihrer Ereignisse war ein fester Punkt geblieben, worin sich gleichsam alle Kräfte aus dem Kern des flüchtigen Lebens sammelten, — das Herz.

Und welch ein Herz hatte Wagner jetzt im vollen männlichen Alter für echte Freundschaft gewonnen! — Der allzukecke Uebermuth jugendlichen Selbstgefühles war nun durch eine weise Mäßigung gemildert; die früheren, bisweilen allzuscharfen Spitzen sarkastischer Laune und satirischer Spottlust, welche hier und da verwundeten, hatten jetzt mehr einer heiteren, niemals wehthuenden Ironie weichen müssen, und überall, wo er ansprechenden Geist und Sinn erkannte, zeigte er sich so innig theilnehmend, so zart empfänglich, so dankbar — nicht für die That allein, sondern schon für den guten Willen! Man konnte ihn einen Meister in der Kunst nennen, jeden störenden Mißlaut bald durch Scherz, bald durch Ernst, in reine Harmonie umzustimmen. So konnte es denn nicht fehlen, daß er, der schon früher nicht arm an treuen Freunden gewesen, derselben immer mehrere gewann. Einer muß jedoch vorzugsweise unter Allen genannt werden, der nun auch längst mit ihm im Lande der Seelen wieder vereinigt ist: August von Studnitz, S. Gothaischer Geh. Regierungsrath und Kammerherr. Ein Mann von hervorstechendem Geiste, von vielseitigem gründlichen Wissen und tiefem Gefühl für

Literatur und Kunst; — so lehrreich und anziehend in seiner Unterhaltung mit Gleichgestimmten, daß man sich bald an einige auffallende Sonderbarkeiten seines unaufhörlich regen Mienenspiels gewöhnte.

Studnitz hatte sich mit Wagnern auf der Akademie innigst verbrüdert, und von da an hatte dieser keinen Lieberen, keinen Vertrauteren auf Erden, als ihn. An seinen August wendet er sich oft in seinen Schriften, (so wie z. B. die sämmtlichen Briefe der „Reise in die Heimath" an ihn gerichtet sind,) oder er meint ihn wenigstens oft, wenn er ihn auch nicht nennt.

Eine Stelle kann vor Allen das zarte, enge Seelenband anschaulich machen, welches die beiden Freunde verknüpfte. Ich entlehne sie aus einem Artikel des „historischen ABC", worin man beim Blick auf die Ueberschrift „Stehlen" freilich wohl diese tiefen Herzensergüsse nicht suchen würde. Der edle Fibelschütz fähret dort nach einigen gleichgültigeren Bemerkungen also fort:

„Literarischen Diebstahles (wie man es fälschlich nennt) bin ich mir nicht bewußt. Gedanken, die ich nicht los werden konnte, und doch nicht für mein hielt, habe ich mit Gänsefüßchen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! Hiebei muß ich gleichwohl noch eines besonderen Diebstahles erwähnen, der mich stets von Herzen erfreut hat; denn die zwei ersten Buchstaben dieses Artikels (St) mahnen meine ganze Seele an den

süßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers. Doch Er, der sich immer des treusten und bewundernswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstähle keins! Ja, ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken — wenn euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß sie oft allein die seinigen waren; oder doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöh'n in süßer Wechsellust ausgetauscht hatten."

„August, ich weiß daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worin so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns umleuchteten, umschatteten! Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und schrie'n gegen einander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, sie kochten für zwei Wahnsinnige, oder Hexenmeister! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter sich bis zum höchsten Lärm gesteigert hatte, und meine beschwerliche Freundschaft dich zu ersticken drohte — wie schön lagerte sich dann zwischen die Gelagerten ein stundenlanges Stillschweigen, gleich einer freundlichen Prosa! — und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsum liegenden Weltbilder so mächtig auf den Zentralpunkt unserer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß

wir oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeschrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißsäulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unsre Nächte in den Thälern — August! unsre Träume? Kennst du noch die heitre Mondnacht im Bade zu Liebenstein? Wo ich dich um Mitternacht im Traume so schön und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich sachte zu dir trat, im leisen Flüstern jener Worte aus Göthe's Fischer:

„Sein Herz schwoll ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß"

selig lächelnd erwachtest?"

„O du guter sanfter Mensch! Habe Dank für deine Liebe! Du gabst mir ja stets alles was du hattest! Dein Herz theiltest du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabst du mir — ach, ich nahm sie dir oft freudig, weil ich selbst dein zu seyn glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele! gefielen dir Deine Meinungen besser, wenn du sie von mir wieder lasest, und du wußtest es nicht mehr, daß sie die Deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigensinn entstellt! — Sagt!

wen müßte solche stille unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?"

* *

Und wen rührte die Deinige nicht, herrlicher Ernst! wenn er dich in den obigen Worten so ganz, so lebendig erblickt, wie du schriebst, warst, fühltest, lebtest! Wer sollte nicht mit mir überzeugt seyn, Dein Genius würde die Welt noch mit manchem trefflichen Werk beschenkt haben, wäre es ihm vergönnt gewesen, länger bei uns, den Thalbewohnern, zu weilen; doch er sollte bald sich zu noch schöneren, heiligeren Höhen emporschwingen, als dir deine lieben Berge auf Erden darbieten konnten!

Schon in jene Zeit, wo sich, wie wir gesehn haben, alles so günstig für ihn zu gestalten anfing, ertönte ein ferner leiser Ruf des Todesengels, dessen Flügel von da an zwar langsam, aber immer näher und vernehmlicher heranrauschte, bis er, sechs Jahre später, unsern Wagner seiner trostlosen Familie, seinen vielen Freunden und seinem großen Vaterlande entzog.

Dieses lange Siechthum mag ursprünglich wohl durch die oft übermäßigen körperlichen Anstrengungen, die sein früheres Amt von ihm foderte, veranlaßt worden seyn. Nicht selten war zur Erndtezeit starke Erhitzung unvermeidlich, und der thätige, immer gern mit eignen

Augen beobachtende Oberaufseher einer so bedeutenden Gutswirthschaft vernachlässigte vermuthlich, — auf seinen kraftvollen, noch von keiner Krankheit jemals angefochtenen Körperbau vertrauend, — die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln gegen schädliche Abkühlung. Er selbst suchte indeß weniger hierin, als in einem mißlungenen Sprunge über einen breiten Wassergraben, den ersten Keim seines Uebels. Er war bei jener Kraftanstrengung heftig zur Erde gestürzt, und der hervorragende Spahn eines kaum im Grase sichtbaren Weidenstockes hatte ihn empfindlich am unteren Theile des Rückgrades verletzt. Lange blieb an jener Stelle ein leises Wehthun zurück, welches indeß noch keine Besorgniß erweckte, da sich's allmälig ganz zu verlieren schien. Aber schon im ersten Jahre seines Meininger Aufenthaltes machte Wagner die seltsame Entdeckung einer momentanen Schwäche in den Fingern, und mehr noch in den Füßen. Oft plötzlich, besonders im Abwärtsgehen von seinen fast täglich besuchten Bergen, wo er so gern weilte und dichtete, versagten ihm die Beine den Dienst, so daß er einigemale den gefährlichen Sturz nicht vermeiden konnte. Allmälig ward auch auf der Ebene der Gang langsamer und angestrengter; die Schritte glichen, besonders nach einiger Ermüdung, dem Wanken eines Betrunkenen. So wuchs die Krankheit unaufhaltsam heran, und bald blieb dem Arzte kein Zweifel zurück, daß er hier ein Uebel zu be-

kämpfen habe, welches selten der ärztlichen Kunst weicht: die Rückenmarksdarre genannt. Welche Heilmittel blieben wohl unversucht! und welcher strengen Diät unterwarf sich der Leidende, — Er, der ohnehin in keinem Stücke zu den Unmäßigen gehörte! — Alles umsonst! Schien bisweilen auch ein neuversuchtes Mittel Hülfe zu versprechen, so erfüllte doch keines die Hoffnung für die Dauer. Der Freund fühlte, daß er auf Gesundheit und langes Leben verzichten müsse, — und er that es mit bewundernswerther Seelenstärke!

Von seiner Krankheit zu sprechen und über seine immer vermehrten Leiden zu klagen, vermied er geflissentlich. Sein Aeußeres verrieth nichts, so lange er in ruhender Stellung blieb. Er ward weder magerer, noch verlor sein Auge das geistvolle Feuer, oder seine Wange die frische Farbe. Im Gespräche stimmte er sich leicht heiter, ja scherzhaft und fröhlich. Mancher Durchreisende, der ihn als Schriftsteller lieb genug gewonnen hatte, um seine persönliche Bekanntschaft zu wünschen, verließ sein Arbeitsstübchen ohne zu ahnen, daß er so eben einen unheilbaren Kranken besucht habe.

Unter allen Entsagungen, die ihm sein körperlicher Zustand auferlegte, hat ihn vielleicht keine tiefer geschmerzt, als der Verlust jener Genüsse, die er sonst bei weiten Spaziergängen, Berge und Thäler durchstreifend, gefunden hatte. Es blieb ihm nur ein schwacher Ersatz

dafür. Sein Pferdchen, — ein alter geduldiger Schimmel, der fast bis ans Ende bei ihm ausdauerte, trug ihn täglich, selbst bei unfreundlicher Witterung, hinaus in seine liebe Natur, — seine echte Muse! Die drei Kinder begleiteten ihn gewöhnlich auf diesem Spazierritt; zuweilen auch ein Freund, — und für diesen war es rührend, die zärtlichen Blicke zu beobachten, die der arme Kranke auf seine Lieben herabsendete, welche ohne Sorgen lustig vor ihm herjubelten.

Die väterliche Erziehung, — zwar auf die innigste Liebe, aber doch auch zugleich auf strenge pädagogische Regel gegründet, — schien trefflichen Erfolg zu versprechen. Luise, die älteste Tochter, reifte in Anmuth zur schönen Jungfrau heran; das Brüderpaar bedurfte, — wie es denn in jener Periode schneller kräftiger Entwickelung immer Noth thut, — einer ernsteren Einwirkung und Leitung; doch gaben Geist und Leib erfreuliche Anzeigen eines gedeihlichen Wachsthumes. Was den Vater vorzüglich erfreute, war die Bemerkung, daß sich bei ihnen, fast ohne allen Unterricht im Zeichnen, ein vielversprechendes Kunsttalent zu entwickeln anfing, welches bei dem älteren Karl sich mehr auf das Landschaftliche richtete; Anton, der jüngere, kaum zehnjährige Knabe, erregte bald Aufsehn durch seine treffliche Anlage zum Portrait-Malen. Mit dem klaren kindlichen Auge, aus dem des Vaters Geist hervorleuchtete, wußte er das

Charakteristische der Gesichtsbildung rein aufzufassen, um sie mit flüchtiger, schon recht fest werdender Hand in Kreidezeichnung darzustellen. Erspähte Anton irgendwo einen Kopf in der Stadt, der ihm des Zeichnens werth schien, so war die Sache kurz abgethan. Ehe sich's der Eigenthümer der auserwählten Physiognomie versah, trat der kleine freundliche Künstler mit der Mappe unterm Arme herein und brachte sein Wort vor. Gewöhnlich schloß der Antrag mit dem wirksamen Zusatze: „mein Vater läßt Sie auch gar schön bitten, Sie möchten mir doch auf ein halbes Stündchen sitzen." Was war da viel einzuwenden? Man hieß das Meisterlein, das ohnehin allgemein beliebt war, freundlich willkommen; den Stuhl hatte er selbst schon zurecht gerückt, und Mancher setzte sich auf der Stelle gutmüthig hin, der vielleicht keinem andern Maler diese langweilige Gefälligkeit erzeigt hätte. Doch es ging schneller ab, als er's gefürchtet! Hatte der Kleine nur die Grundzüge auf dem Papier, so packte er mit großer Bescheidenheit seine Studien in die Mappe, dankte höflich für die Bereitwilligkeit, und vollendete dann das Bild daheim für seine Sammlung.

Viele dieser Blätter haben sich noch erhalten, besonders hebt sein Bruder Karl eine Sammlung derselben zu seines Antons Andenken auf. Denn leider sollte auch diese schöne Knospe hienieden nicht zur vollen Blüthe

aufbrechen! Anton folgte an einer unheilbaren Drüsenkrankheit, die in Abzehrung überging, dem vorangegangenen Vater bald nach. Auch die traute Tochter Luise starb in der vollen Jugendblüthe (1825) als zärtliche Gattin und Mutter zu Salzungen, einer S. Meining'schen Landstadt, wo sie an einen wackern Prediger verheirathet war. — Wagners schönste Hoffnungen hatten auf seinen Kindern geruht; in ihnen der Erde fortzuleben, war eine labende Aussicht an der Grenze seines irdischen Daseyns, und sie wurde ihm durch keine trübe Ahnung verbittert, denn er sah die Geliebten um sich her kräftig aufblühn, während er langsam versiechen mußte.

Selbst für seine eigne Genesung wollte zuweilen ein Fünkchen der Hoffnung neu anglimmen, wenn etwa eine bisher unversuchte Arznei, der ermuthigende Zuruf eines Freundes, oder wohl gar eines berühmten Arztes, die Krankheit zu beschwören schien: allein der Erfolg bestätigte niemals die neuerregten Erwartungen, und bald gab es für den Patienten keinen wirksamen Zauberspruch mehr, den finstern Dämon zu verjagen, als geistige Beschäftigung in unablässiger Arbeit.

Die oben umständlicher erwähnten Werke beweisen hinlänglich die rastlose, ja sogar die heitere Thätigkeit seines Geistes und den ungehemmten Schwung der Phan-

taste, während der halbgelähmte Körper sich mühsam fortschleppen mußte.

Alles, was sich auf Kunst bezog, und ihre Fortschritte im Großen wie im Kleinen nur irgend zu fördern schien, gewährte ihm labende Erholung und ein wohlthätiges Vergessen so vieler, nun verbitterter Lebensgenüsse. Recht glücklich fand sich gerade damals in Meiningen eine große Liebhaberei für gesellschaftliche dramatische Unterhaltungen, zu welchen sich mehrere Theater-Freunde um so lieber vereinigten, da sie auf Wagners Mitwirkung rechnen durften. Er übernahm es mit Freuden, die Wahl der Stücke leiten zu helfen, und die Hauptrollen der Mitspielenden recensirend zu überhören, wobei ihn Zeit und Mühe nicht reuete, wenn er sich nur zuletzt einer gelungenen Aufführung erfreuen konnte. Man hätte bei so günstigem Zusammentreffen der Verhältnisse sehnlich gewünscht, ein neues kleines, den Kräften der Gesellschaft angemessenes, Schauspiel vom allgemein geehrten vaterländischen Dichter selbst auf die Bühne zu bringen; doch hier schien alle Ueberredungskunst zu scheitern; — vielleicht, weil das frühere Mißlingen im Beginne seiner schriftstellerischen Laufbahn eine unbesiegbare Abneigung gegen spätere Versuche erzeugte. Doch hatte er einmal (im J. 1808) den Bitten der Gesellschaft nachgegeben, und fast zugesagt, für den 17ten December (den Geburtstag Herzog

Bernhards,) ein Schauspiel zu dichten; aber wenige Wochen vor der bestimmten Aufführung forderte er mich bei unsrer Freundschaft auf, ihm diese Arbeit abzunehmen, da er den heftigsten Widerwillen gegen eine dramatische Komposition nicht zu überwinden vermöge. — Nur eine so kräftige Beschwörungsformel konnte mich zu einem Versuche zwingen, welcher (mit Ausnahme einiger kleinen ascetischen, nur wenigen einheimischen Lesern gewidmeten Arbeiten) mein erster schriftstellerischer war. — So geringfügig diese Erwähnung dem Publikum seyn mag, so wichtig ist sie mir, dessen ästhetische Fortbildung und vielfältige, — oft so tröstende! — Genüsse wahrscheinlich allein von der Uebernahme jenes Freundschaftsdienstes abhingen. Ohne den ermunternden Beifall, welchen mein Freund dem so entstandenen Werklein schenkte, hätte ich mich wohl schwerlich jemals als ästhetischer Schriftsteller hervorgewagt. Seltsamer, vielleicht unverantwortlicher Weise hatte ich zum Stoff meines zweiaktigen Stückes eine Fortsetzung von „Menschenhaß und Reue" gewählt, welches damals kurzvorher mit besonderer Liebe eingelernt und mit ausgezeichneter Wirkung gegeben worden war. Diese Wahl allein tadelte der Freund, und gewiß mit Recht. *)

*) Das kleine Schauspiel ist unter dem Titel „die Wiederkehr" in den Buchhandel gekommen. (Hildburghausen b. Kesselring 1809.)

Nächst den theatralischen Erquickstunden behaupteten längst schon die musikalischen den ersten Rang. So lange es ihm bei der vermehrten Schwierigkeit, Treppen zu ersteigen, nur irgend möglich war, versäumte er keine Konzertprobe im herzoglichen Schlosse, und sein feines Kennerurtheil leistete der Kapelle bei ihren Aufführungen treffliche Dienste. Auch da, wo in Beurtheilung eines Werkes sehr verschiedene Ansichten statt fanden, entschied gewöhnlich Wagners Endurtheil; — z. B. bei der Beethoven'schen großen „heroischen Symphonie," wozu fast sämmtliche Geiger und Bläser in der ersten, nothwendig sehr unvollkommenen, Probe bedenklich den Kopf schüttelten, und geneigt waren, die Komposition für höchsteraltirt, und folglich für verfehlt, zu halten: nur Wagner erhob sich mit Enthusiasmus aus seinem Lauschwinkel, erklärend: „Dieß sey das größte und schönste Werk, welches in dieser Gattung jemals geliefert worden; und er gehe jede Wette ein, daß Alle nach der dritten Probe seiner Meinung seyn würden." In der That behielt er Recht! Mitten unter dem Unvollkommenen, Fehlerhaften der ersten unvorbereiteten Aufführung hatte er den wahren inneren Gehalt glücklich herauszuhören verstanden.

Um sein tiefes Gefühl für jene edle Kunst genauer zu würdigen, muß man, außer so manchen, hier und da in seinen Schriften zerstreuten Aeußerungen und

Schildereien, (wie z. B. die der herrlichen Scene von Minellis Musik auf dem See im „Wilibald", und von Mathildens erstem Konzert,) besonders auch sein „ABC" nachlesen. Da heißt es unter anderm:

„Großer guter Gott! Mein halbes Leben war Gesang! Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umherwandeln, und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern. O Vater! wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Rührung hinwies. So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen, — und vorzüglich die heroische, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte, — mir selbst ganz vollständig zu geben. Ja, noch mehr: ich vermag einen musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie damit bekannt zu machen. *) — So trage ich Haydn's ganze Schö-

*) In einer, sich übrigens sehr gütig und freundlich beweisenden Recension der „Briefe über den D. E. W." (s. Leipz. Lit. Zeit. 1827. Nr. 52.) bemerkt der geehrte Rec. zu der obigen Stelle: „Hier hätte der ... Herausgeber zugleich als Erklärer einer, aus dem Fibelschützen mitgetheilten Stelle auftreten sollen. Denn was Wag-

pfung in meinem Herzen, und kann jedem Musiker, welcher sie kennt und liebt, stundenlange höchstangenehme Erinnerungen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und mitspricht, und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt — z. B. davon, daß in den

---

ner in derselben von seinem musikalischen Talente sagt, ist so wunderbar, daß man es, ohne eine kleine Selbsttäuschung Wagner's anzunehmen, kaum glauben kann."

So aufgerufen, glaube ich allerdings über das bewundernswürdige musikalische Gedächtniß Ws. ein bestätigendes Zeugniß hinzufügen zu müssen. Mehrere Musiker der Meininger Hofkapelle, welche zugleich Freunde des Dichters waren, könnten es bekräftigen, daß man ihm, — selbst aus lange nicht gegebnen Symphonieen, sobald sie nur seine Aufmerksamkeit hinlänglich in Anspruch genommen — nur einzelne Stellen andeuten durfte, so gab er sogleich singend und pfeifend die richtige Folge. Sein seltenes Talent, mit völliger Beherrschung der Stimme, verschiedenartige musikalische Töne nachzubilden, ja manche zusammenklingen zu lassen, unterstützte ihn bei diesem seltsamen Wiedergeben des Gehörten; wo Mittelstimmen charakteristisch hervortraten, wurden sie wenigstens angedeutet, und das Orchester in nuce gerieth bei solchen Aufführungen in solches Feuer, daß man es allerdings belächeln, mehr aber noch

Chören meine Finger oder Füße die Paukendienste verrichten. — Dabei muß ich anmerken, daß ich vom Chore „dich beten Erd' und Himmel an" mir selbst immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag — aus Rührung."

* *

bewundern mußte. Daß er dann selbst in lebendiger Phantasie die gedachte Musik vollständig hörte, (gleich einem großen Komponisten während er sein Stück niederschreibt,) läßt sich glauben; auch möchte das Kunststück seiner vollen Wirkung bei dem Kenner, sofern ihm jene Musik nicht fremd war, schwerlich verfehlt haben: daß aber bei dem Glauben des Dichters: „er vermöge selbst den, der sie noch nicht kannte, in Hinsicht der Harmonie damit bekannt zu machen" — eine leicht zu erklärende Selbsttäuschung eingewirkt habe, getraue ich mir nicht, zu leugnen. Manche Phantasiebilder machten auf ihn einen so lebendigen tiefen Eindruck, daß er sie ohne Weiteres auch bei Andern, weniger Phantasiebegabten, voraussetzte. — Einen merkwürdigen Beleg hiezu liefert diejenige Beilage der „Reisen in die Heimath" welche überschrieben ist: „der Umlauf des Jahres"; — wozu vielleicht kein einziger Leser in seiner eignen Seele ein irgend entsprechendes Bild aufzufinden vermag.

Anm. d. Herausg.

Als die Besuche der Konzerte unterbleiben mußten, erkundigte er sich wenigstens fleißig nach dem Neuesten und Schönsten der damaligen Erzeugnisse großer Tondichter. Diese Erkundigungen führten eine mir unvergeßliche Stunde herbei.

Es war ein stiller milder Herbsttag, wo ich zufällig, als ich gerade Wagnern besuchte, ihm die prachtvolle Schönheit eines neueingeübten Beethovenschen Werkes (der „Pastoralsymphonie,") rühmte, und so gut ichs vermochte beschrieb. „Ach Gott! seufzte er: könnt' ich's doch hören!" — „Und sollte das unmöglich seyn?" erwiederte ich. „Der Schimmel bringt dich in den Schloßgarten unter die Fenster des Musiksaales. Werden diese geöffnet, so entgeht dir bei der stillen Luft gewiß selbst das leiseste Piano nicht." — „Ja! rief er freudig: so ist's möglich!" und bestellte sogleich das treue Roß, während ich vorauseilte, um den Musikern die frohe Nachricht zu bringen: unser alter „Kunstfreund" höre ihnen im Garten zu. Alle liebten ihn und gaben sich nun um so mehr Mühe, so daß das unvergleichliche Stück fast noch mit größerem Fleiße, als selbst bei der Haupt-Aufführung im Hofkonzerte gegeben wurde. Ich stand am offenen Fenster und verständigte mich mit dem unten haltenden Reiter durch allerlei Winke über ausgezeichnete Stellen. Aber bald unterblieb auch dieses leise Gespräch; denn eine tiefe Rührung hatte sich des ent-

zückten Freundes bemeistert. Seine Thränen flossen reichlich — und wie hätte ich da noch die meinigen zurückhalten können! — Seine überströmenden Augen waren nach Osten, nach jener Gegend hingewendet, wo — nicht weit entfernt — der Friedhof lag. — So gab mir mein geliebter armer Freund das Bild eines dorthin heimkehrenden Pilgers, der jetzt nur noch eine kleine Weile auf der letzten Strecke des Weges anhielt, um noch etwas Schönes aus dem lichten, lieben Leben hinüber in die dunkle Nacht des Grabes mitzunehmen. — Es war die letzte große Musik, die er hörte! —

Aus des Dichters Begeisterung für die Kunst in jeder ihrer Richtungen, entwickelte sich eine Idee, die er mit steigendem Eifer verfolgte und allmälig zur liebsten Hoffnung ausbildete. Bei der sichern Aussicht auf ein kurzes Erdenleben wollte er nicht gern scheiden, ohne auch für's größere Vaterland etwas recht Würdiges, dauernd Wohlthätiges in Anregung gebracht, und — so weit dieß vom einzelnen, in allen Mitteln beschränkten Privatmanne abhing, — gestiftet und fest begründet zu haben; darum ergriff er als Kranker mit neuer Wärme den Plan, auf welchen er in den „reisenden Malern" hingedeutet, den er aber eigentlich noch weit früher in der Fülle seiner Jugendkraft erzeugt hatte: den Plan zur Gründung einer allgemeinen deutschen Kunstschule. Bereits im J. 1803 übergab er den

Entwurf desselben einem seiner geehrtesten Gönner, und ein, dieser Zusendung bald folgender Brief ist wohl in jeder Hinsicht so bezeichnend für Wagners edle Kräftigkeit, daß wir das Wesentlichste des Inhaltes hier mitzutheilen uns gedrungen fühlen:

„.... In der Hoffnung, daß vielleicht nunmehr mein Mspt. einiger gnädiger Blicke gewürdigt worden sey, — daß also nun meine Idee, und zugleich der ganze Mensch, (der hier, mit allen seinen Verzeihlichkeiten und Schwächen, von jener so unzertrennlich ist) offen vor den Kennerblicken daliege, möchte ich jetzt noch einmal alle jene geheimnißvolle Macht, womit ein Herz zu rühren und rührend zu bitten vermag, aufbieten, um Ew. ꝛc. hier gewiß alles vermögenden Schutz für mein Vornehmen, und das damit so nahe verwandte Glück meines Lebens zu erflehn. Ach, wohl möchte ich die tiefverborgensten Quellen unsres Sprachreichthumes aufsuchen; — die werthesten Momente aus Ihrer Kindheit, gnädiger Herr, möchte ich zu Hülfe rufen und die heiligen Bilder der Vergangenheit, — ja, selbst das Geliebteste vom Leben, das schöne sanfte Bild Ihrer verehrungswürdigen Gemahlin, möchte ich um freundlichen Beistand beschwören, wenn ein Geist wie der Ihrige — bestechbar wäre!

Ueberlassen Sie mein kleines liebes Werk nicht dem verschlingenden Strome der Vergessenheit zum Raube!

Sey auch der Bau meines Planes in Rücksicht auf äussere Bestimmtheit und auf das Technische noch mangelhaft, so wird er desto leichter auf jede wirkliche Stadt anzupassen seyn. — Sey die Rechnung auf den Gemeingeist auch hier und da bei unsern kaltgewordenen Deutschen trüglich, so ist sie doch im Allgemeinen nach den vernünftigsten Resultaten der Menschenkunde gezogen, und muß also auch in der Summe sehr wenig fehlen. Wahrlich, unter dem Panier des Glaubens und der Beständigkeit rief schon mancher muthige Mensch zuletzt: c'étoit un songe, mais mon songe n'étoit pas mensonge! — Nur der schwere Anfang ist einzig der Obrigkeit möglich; — aber mit ihm ist auch zugleich jener unterirdische Zauberpilz gefunden, welcher Herzen und Seckel für die Kunst magisch erschließen wird."

„Möchten mir doch die Götter dieser Erde nur ein Weniges zur Fristung meines Lebens, (damit der Rauch des eignen armen Herdes nicht zu früh versiege,) und ein Jahr Zeit (zu Beendigung meines Kunststudiums, insoweit es noch zum Plane nöthig ist,) gnädig gewähren; und meine echten deutschen Brüder würden gewiß mich dann nimmer — nimmermehr, wie Feigherzige, im Stiche lassen! Ihre Zahl ist ja vielleicht tausendmaltausend! — Noch blüht mein Leben in voller rauschender Kraft; und bis es ermattet, und bis der letzte Hoffnungsquell mit der letzten Thräne um das un-

erreichbare Ziel versiegt, soll doch die Seele getreu und liebend nach jenem schönen Ziele ringen!"

„Worte des Dankes, mein gnädiger Beschützer, sind Kinder der Armuth; aber das Herz kennt einen Reichthum, welchen nur Wünsche und Thränen aussprechen. Selbst die Kunst dankt nur in Gesängen und versinnlichten Gedanken; aber schon so macht sie das Leben ihrer Freunde zum blüthenvollen Tempe!"

* *

Dieser so lange vorbereitete Plan trat nun endlich im J. 1808 als Beilage zu den „Reisen in die Heimath" vollständig ans Licht. Im voranstehenden „Aufruf an alle Deutsche" sind treffliche Gedanken und Winke zerstreut; fast rührend für den Leser drückt sich darin der patriotische Eifer für deutschen Ruhm und für die Förderung der edlen Kunst in reiner, eindringlicher Herzenssprache aus. Das ganze Gebäude steht im Umrisse vollendet da, und es fehlet bloß noch — am Fonds für die Baukosten!

Enthusiastischen, phantasiereichen Menschen gilt das aus Erdenkoth heraufgewühlte Silber, ja selbst das „Lausegold" (wie es der liebe Dichter des allbekannten Weinliedes schimpft) so wenig, daß sie um die Herbeischaffung desselben sich nicht sonderlich kümmern, und ihre schwungreichen Plane durch den dummen trägen Mam-

mon nicht stören lassen wollen. „Wie?“ fragte der für seine Idee Begeisterte: „Es sollten im großen deutschen Vaterlande nicht wenigstens hunderttausend Männer leben, die für edle gemeinsame Zwecke nicht gern ein paar Thaler aufzuopfern bereit wären? — Gewiß hat es bis jetzt bloß am ersten kräftigen Anstoß gefehlt! Laßt uns in Gottes Namen den Versuch machen; es muß gelingen!“

Die vertrauteren Freunde schüttelten dazu theils bedenklich den Kopf, theils riethen sie geradezu ab *); ja Manche fanden schon in der Idee des Planes etwas Krankhaftes: doch Wagner ließ sich's nicht irren! Mit Aufopferungen, die für ihn allerdings bedeutend waren, suchte er das allgemeine Bekanntwerden des Vorschlages zu bewirken. Da er nur wenige Freiexemplare vom Verleger bekam, so mußte er die Menge der Ausgetheilten baar bezahlen und hatte nach allen Seiten hin Briefe zu schreiben und portofrei zu versenden; so daß er wahrscheinlich jenen Theil der „Reisen,“ der den Kunstplan enthält, so gut wie umsonst geschrieben haben möchte; — Er, dem jener wohlverdiente Lohn für das sorgenfreie Bestehen seiner Familie so unentbehrlich war!

---

*) Manche, den Kunstschulplan betreffende inhaltreiche Bemerkungen findet man in den gesammelten Briefen der „Mittheilungen aus Ws. Nachlaß.“

Es fehlte anfangs nicht an Männern von Gewicht, welche, von dem Großartigen der Idee ergriffen, den Dichter darin bestärkten. Selbst einer der ausgezeichnetsten von Deutschlands echten Bürgern und Schriftstellern trug vielleicht dazu durch seine belobenden Briefe (die wir in den „Mittheilungen" unter Nr. V. liefern,) nicht wenig bei. Im dritten dieser Briefe (17. Dec. 1809) ließ der wackre Mann auf „baldige erfreuliche Nachricht" hoffen; allein sie wurde zu einer späten, ziemlich unerfreulichen. Sie erfolgte erst im November 1810; also am Ende eines Jahres, wo Preußens König und Volk einen großen Verlust betrauern mußten. Und so wie in Berlin für den Kunstschulplan nichts geschehen und nichts zu hoffen war, so verhielt sichs allenthalben. Machten auch einige Fürsten (vor Allen der kunstliebende Dalberg) Miene, sich der Sache thätig anzunehmen; gingen sogar einige einzelne Geldbeiträge vorläufig schon ein: so war doch in der öffentlichen Theilnahme weder Allgemeinheit, noch Kraft und Nachdruck zu erkennen, bis zuletzt nur noch des armen Wagners Stimme, wie die des Predigers in der Wüste, allein ertönte, und nirgends Erwiederung fand. Da konnte der brave Kunstfreund, der auf die großartigen Gesinnungen seines Volkes mehr, als schicklich war, gerechnet hatte, sich's nicht länger verhehlen, daß die „Kopfschüttler und Achselzucker" denn doch Recht behielten. Er lernte einsehen,

daß es einem armen deutschen Dichter nicht gezieme, den mächtigen, hochmüthigen, metallherzigen Götzen der Welt mit seinem papiernen Zauberstab herbeiwinken und bannen zu wollen. Weniger das Bedauern seiner dargebrachten Opfer, als ein gewisses Schämen und Bereuen des sichtbaren Mißgriffs in der Beurtheilung der deutschen Millionen, so wie in der ganzen Berechnung seines Baurisses, verbitterten ihm manche schöne Stunde. Wenn er sich in der genialen Einleitung zum „Fibelschütz" mit humoristischer Scherzhaftigkeit darüber herausläßt, so blickt gleichwohl die tiefe Kränkung immer noch deutlich genug hindurch. Eine seltsame Wendung der Sache legte ihm einen wehthuenden Dank da auf, wo die gehoffte allgemeine Theilnahme f ü r d i e K u n s t sich in einzelne Geschenke f ü r i h n auflös'te. —

Kaum war „Ferdinand Miller" beendigt und „Isidora" ziemlich weit vorgerückt, als Wagner schon wieder zwei neue Werke begann. Das Eine, „T h a l h e i m, ein Roman," ward zwar nicht bis zum Schlusse, aber doch wenigstens bis zu einem Punkte fortgeführt, wo sich eine Uebersicht vom Ganzen gewinnen läßt. Die Grundzüge desselben, — obgleich hier und dort nur flüchtig entworfen, — sind dennoch scharf und kenntlich genug angegeben; die Fabel ist anziehend; die Ausführung bietet feine psychologische Entwickelungen ungewöhnlicher Lebensverhältnisse dar; so daß es dem Her-

ausgeber der gesammelten Werke des Dichters nicht wohl zu verzeihen gewesen seyn würde, wenn er dieser letzten romantischen Arbeit nur obenhin hätte erwähnen, und nicht vielmehr das halb ausgeführte Gemälde in erkennbaren Umrissen aufstellen wollen. — Dieß geschah in den früher erschienenen „Briefen über den Dichter E. Wagner." Es hat aber das Fragment, selbst in dieser Gestalt, so viel Theilnahme erregt, daß es nunmehr in den angefügten „Mittheilungen" (unter Nr. II.) vollständiger gegeben werden darf.

Die Schwierigkeit leuchtet ein, in die Robinsonade, — einen so vielfach benutzten, ja fast abgenutzten, Stoff, — noch jetzt neu anziehende Kraft zu legen, und man fühlet um so mehr mit Vergnügen, daß die Aufgabe geistreich gelös't worden sey. Ein gewisses sorgfältiges Ausmalen kleiner Umstände und Ereignisse hielt der Vf. mit Recht gerade für diese Gattung der Erzählung unerlaßlich. Leser, welche sich noch der reizenden Unterhaltung bei ihrem alten Robinson Krusö lebhaft erinnern, werden auch bei unserm Robinson Thalheim manche umständliche Schilderungen aus dem Nothstande des von der Welt Abgeschiedenen nicht mit der gewöhnlichen breiten Romanen-Langweile verwechseln, und am Schlusse des Bruchstückes gern gestehn, der Dichter habe sich weder in der Wahl seines Gegenstandes vergriffen, noch auch würde er in der Behandlungsweise desselben

hinter seinen früheren Leistungen weit zurückgeblieben seyn, wenn er das Ganze hätte vollenden dürfen.

Wenn Wagner diese Robinsonade mehr als ein leichtes Erholungsspielchen der Phantasie betrachtete, so widmete er einem andern unternommenen Werke desto größeren Ernst; — einem Werke, welches unter den übrigen am meisten geeignet seyn dürfte, die damals vorherrschende Stimmung seines Gemüthes zu bezeugen. Unter dem einfachen Titel: „Jesus von Nazareth" wollte er nämlich eine treue Zusammenstellung der evangelischen Geschichtsbücher versuchen. Er that es nicht ohne Rathfrage bei einigen der ausgezeichnetsten Theologen. So z. B. wendete er sich gleich anfangs an den ehrwürdigen Griesbach in Jena, der ihn auch, nach der Durchsicht einzelner Probestücke, mit aufrichtiger Anerkennung zur Fortsetzung ermunterte.

Ohne Zweifel war diese Schrift, in Beziehung auf ihren Verfasser, bei weitem die wichtigste, die ihm aus der Feder, — oder wie ich eigentlich sagen sollte, — aus dem Herzen, geflossen war. Als er nun täglich jene heiligen Schriften vor Augen hatte, um den erhabenen Inhalt von allen Seiten zu erwägen und zu vergleichen — da schien ihm erst das rechte Licht über den Reichthum ihres unerschöpflichen Schatzes rein aufzugehn! Als Dichter, protestantischen Glaubens, — d. h. dem blinden entsagend, — war er doch der

Versuchung vieler Gleichgestimmten unsrer romantischen Zeit nicht ganz entronnen; — der Katholicismus schimmerte ihm, nach seiner glänzenden Außenseite, von einer gewissen poetischen Ferne her entgegen; und diese kleine Verirrung der Phantasie wird der Kenner besonders in seiner „Reise in die Heimath" hier und da ahnen müssen. Dagegen gab es gewiß keine vollständigere Kur, als ein ernstes fortgesetztes Studium des Evangeliums! Wie vollkommen er sich geheilt fühlte, das beweisen die letzten Zeilen die er gedichtet, und mit welchen wir dieses ganze Werk am würdigsten zu schließen meinten. (S. den Schluß von Nr. VI. der „Mittheilungen.")

Das göttliche Wort: „Suchet, so werdet ihr finden" bewährte sich bei ihm auf das Herrlichste. Von allen Freunden, die in der Folge während seiner peinlichen Krankheit die stille Geduld, unwandelbare Sanftmuth, Besonnenheit und Geistesheiterkeit des Siechen bewunderten, gab es nur Einzelne, welche es wußten, wie unendlich viel er in dieser Hinsicht seinem „Jesus von Nazareth" verdanke.

Die einzelnen Abschnitte der heiligen Erzählung theilte der Vf. von Zeit zu Zeit einigen Gelehrten und Freunden mit, welche dem Verlangen: das Werk mit ihren Bemerkungen zu begleiten, freudig entsprachen.

Das unvollendete Buch blieb zuletzt in den Händen eines Mannes, von welchem wir vor Allen einige nähere

Kunde einzuschalten haben; theils um seines eigenthümlichen Werthes, theils um der innigen Freundschaft Willen, mit welcher Wagner in seinen letzten Lebensjahren ihm ergeben war.

Der Freiherr Chr. von Truchseß, ehemaliger kurhessischer Major, gehörte zwar zu Ws. späteren Bekannten, bald aber zu seinen Geliebtesten auf Erden. In ihm that sich die Biederkeit und Kraft des echten alten Ritterthumes einem Jeden unverkennbar kund, der die hohe, breitschulterige, kernfeste Gestalt mit den Idealen der Ritterzeit, z. B. eines Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen ꝛc. verglich. Ein treuer, fester Muth, immer und überall für Wahrheit und Recht zu sprechen, wie zu handeln; — ein gerades, gesundes, unbestechbares Urtheil über Menschenwerth und Menschenthat; — ein großartiger Sinn, nach welchem er den Geringsten Achtung bewies, wenn er sich ihm als redlich und vernünftig bewährt hatte, — im Gegentheil aber auch den Vornehmsten verachtend mied, sobald er die heiligen Forderungen der Humanität unerfüllt ließ; — eine höchsteinfache, herzliche Umgänglichkeit, wodurch er alle gemüthliche Menschen, die sich seinem Kreise näherten, unwiderstehlich in denselben hineinzog, um ihre Herzen sich auf ewig zu gewinnen; — freie Selbstständigkeit des Geistes, Festigkeit der Grundsätze, gebaut auf religiöse und reinsittliche Ueberzeugungen; eine kunstsin-

nige Liebe für die gelungensten Geisteserzeugnisse deutscher Schriftsteller, verbunden mit einer, sich selbst richtig leitenden Wahl und mit geläutertem Geschmack bei ihrem Genuß: — alles dieses sind Eigenschaften, wie sie wohl nicht häufig sich in Einem Manne vereinigt finden möchten!

In unabhängiger Wohlhabenheit bewohnte Truchseß einen Rittersitz seiner Ahnen, die Bettenburg, im K. Baiern'schen U. Mainkreise gelegen. Ein Haus von alterthümlichem Aussehen, aber recht wohnlich eingerichtet, und besonders von diesem Bewohner im Innern sinnig und geschmackvoll ausgeschmückt. Doch bleibt der schönste Schmuck seines Schlosses die unvergleichliche umliegende Gegend. Schon die hohe Lage auf dem Vorsprung eines Waldgebirgs bietet den reizendsten Fernblick in die fruchtreichen Niederungen gegen den Main hin; nicht minder ansprechend ist die schöne Nähe; denn durch vieljährigen Fleiß hatte Truchseß die Umgebung des Schlosses zu einem großen Garten umgeschaffen, worin Schönheit und Nutzbarkeit immer in Gemeinschaft berücksichtigt, und keine über der andern vernachlässigt worden. — Den meisten deutschen Pomologen ist der Name Bettenburg nicht fremd; eine der vorzüglichsten Pflanzschulen, besonders für die mannigfaltigsten Kirschen-Arten, hat ihn berühmt gemacht; so wie auch der fleißige Pfleger dieser herrlichen Anlage gerade über

jenen schwierig zu bearbeitenden Theil des Obstbaues das reichhaltigste und gründlichste, überall auf sorgfältige vieljährige Erfahrung gebaute Werk geliefert hat. *)

Die Burg des edlen Ritters war vielbesucht; — eines jener guten Häuser, die des herausgehängten Schildes nicht bedürfen, um eine Menge Gäste hineinzulocken. Lästig wurden allerdings dem gutmüthigen Wirthe gar manche dieser Besuche: dagegen aber fand er sich wieder reichlich entschädigt durch wahren Seelengenuß, so oft Menschen nach seinem Sinn und Herzen bei ihm einkehrten.

Ernst Wagner hätte außer „Wilibalds Ansichten des Lebens" kein andres Buch mehr zu schreiben gebraucht, um sich diesen geschmackvollen enthusiastischen Freund der schöngeistigen Literatur für immer zu gewinnen. Jener Roman hatte ihn so sehr angesprochen, daß er ihn ohne Weiteres für den besten erklärte, den er jemals gelesen, und von nun an sehnte er sich auch nach

*) Der Freiherr von Truchseß hatte Jahre lang an diesem Werke gearbeitet, mußte aber zuletzt, da seine Augen an der beginnenden Staarkrankheit immer mehr litten, die Herausgabe durch einen sachkundigen Freund, den Pfarrer Heim, besorgen lassen. Es ist im J. 1820 im Cotta'schen Verlage erschienen, und von Kennern als klassisch in seiner Art anerkannt worden.

des Dichters persönlicher Bekanntschaft. Meiningen war ihm längst ein lieber Ort gewesen, theils weil zwischen dem Herzog Georg und ihm ein festes Band wechselseitiger Achtung und Freundschaft geknüpft gewesen, theils auch weil er zuweilen einen seiner vertrautesten Jugendfreunde, den Staatsminister von Könitz, dort besuchte. So machte sich denn auch Wagners Bekanntschaft leicht, und dieser war entzückt vom neuen Bekannten.

„Er ist ein Mann: — nimm alles nur in Allem!
Ich habe seines Gleichen nicht gesehn!"

antwortete mir Wagner aus dem Hamlet, als ich, — der Truchseß früher gekannt, — ihm sein Urtheil abforderte. Bald ward nun ein Besuch auf Bettenburg verabredet. Wagner machte die Reise in Gesellschaft des jungen Herzogs Bernhard mit mir, dem Führer desselben, und einigen kleinen Spielgesellen. *) Dieser Ausflug, dessen in mehreren Briefen der „Mittheilungen" erwähnt wird, gehörte ohne Zweifel zu den schönsten Genüssen von Wagners letzten Lebensjahren!

---

*) Unter diesen war der kleine Anton Wagner, den die Leser vielleicht schon lieb gewonnen haben. Es war des holden Knaben erste bedeutende Reise und daher sein Entzücken grenzenlos.

Wir zogen am heitersten Tage eines ungemein freundlichen Frühlings (1808) von Meiningen aus, und schon der Weg selbst entzückte uns, wie vielmehr sein Ziel! Das Angenehme der Fahrt durch lauter saftgrüne, von Buchenwäldern umkränzte Wiesengründe hin, die jetzt ihre vielfarbigen Blümchen eilig aufthaten; die würzig frische Mailuft; die traulichen, mit Scherz und Ernst wechselnden Gespräche; der Reisejubel unsrer jungen Gefährten, — und dazu die Erwartung eines mehrtägigen Aufenthaltes bei unserm würdigen Freunde, der — wir durften es glauben — unsrer Ankunft sehnend entgegensah: das Alles machte uns unbeschreiblich glücklich auf unsrem Hinwege. War nur das Beschwerliche des Ein- und Aussteigens, — unvermeidlich anstrengend für Wagners unbeholfenen Zustand, — jedesmal erst überwunden, dann stimmte sich in Kurzem die Unterhaltung wieder heiter, und Ernst vergaß aller Leiden so vollkommen, daß er uns bald durch die anmuthigsten Erzählungen ergötzte, bald durch die gründlichsten Späße zu lautem Lachen reizte.

Die Genüsse unseres Bettenburger Aufenthaltes übertrafen die gehegten Erwartungen noch weit. In diesem edeln Hause fügte sich alles sogleich in eine gewisse regelrechte Ordnung, durch welche der Gast schon in den ersten Stunden in seiner Heimath zu seyn glaubte. Der ganze Vormittag blieb unsrer freien Verwendung anheim-

gegeben. Jeder that nach seinem Gelüste. Wagner ließ sich gewöhnlich in den Garten herabführen, und blieb dort, mit der Schreibtafel in der Hand, am liebsten allein; ich durchstreifte Feld und Wald, oder stöberte in der trefflichen Bibliothek umher; unser ehrwürdiger Hausherr besorgte seine Geschäfte und bedeutende Korrespondenz *); die jungen Freunde aber hatten mehr zu thun, zu laufen, zu sprechen und zu veranstalten, als wir Alle. Ein einfaches, aber köstliches Mahl vereinigte uns endlich, und der ganze übrige Tag trennte uns nicht wieder. Ein Gespräch über Literatur war unserm Wirth der köstlichste Nachtisch; eine schöne Erinnerung poetischer Genüsse verdrängte die andere, und nicht selten mußte aus dem reichen Bücherschatze des Freiherrn auf der Stelle etwas eben Besprochenes herbeigeholt werden, zu erhöhtem gemeinsamen Genuß. Gegen den Abend hin gab's gewöhnlich einen Spaziergang durch die anmuthigen Pflanzungen des lieben Gärtners, wobei uns Ernst

---

*) Außer dem Vergnügen, gute deutsche Schriftsteller zu lesen, kannte Truchseß kein größeres, als an sie zu schreiben. So stand er unter andern in Briefwechsel mit H. Voß, Rochlitz, von Houwald, La Motte Fouqué und mehreren befreundeten Dichtern. Fr. Rückert war in seinem Hause immer ein willkommener, oft wiederkehrender Gast.

auf einem verständigen, geduldigen Rößlein begleitete, welches man mit großer Sorgfalt für ihn ausgesucht hatte. Es bewährte aber auch vollkommen das Vertrauen, dessen es nach langen Dienstjahren gewürdigt worden; denn nur wenige Pferde möchten bei dem schreckhaften Unfall, der uns auf einem unsrer Spaziergänge betraf, gleiche Ruhe und Besonnenheit bewiesen haben! Es war nämlich im Park des Schlosses eine tiefe Waldschlucht von einer Holzbrücke überbaut, welche zu einem schauerlich schönen Plätzchen, zur sogenannten Todtenkapelle, hinüberführte. Die Namen aller hingeschiedenen Freunde hatte der Stifter dort auf Denktafeln eingeschrieben und weihte im einfach verzierten, von hohen Bäumen dichtüberschatteten Raume zuweilen eine ernste Stunde der Erinnerung an so vieles Erlebte, — Genossene, — Verlorne. Schon das Herzunah'n zu diesem geweihten Tempelchen, dessen Eingang der Genius mit umgekehrter Fackel bewachte, bereitete eine feierliche Stimmung vor, so daß wir alle schweigend hinter einander herzogen. Unser Führer hatte zwar die Haltbarkeit der Brücke geprüft, gleichwohl aber den alten Birkenpfählen, über welche jetzt zum ersten Male ein Pferd schreiten sollte, allzuviel getraut; denn als der kniesteife Reiter mitten darauf war, brachen einige morschgewordene Hölzer; des Pferdes Vorderfuß trat durch — uns allen entfuhr ein Schrei des Erschreckens: aber das

brave Thier kam nicht aus dem Gleichgewicht, — zog behutsam den Fuß aus der Spalte, und schritt dann vollends so schnell und sicher hinüber, als hätte es weniger die Größe der Gefahr, als den unschätzbaren Werth seiner Bürde geahnet.

Welch' ein Schreck; aber auch welches Entzücken! Der gerettete Dichter, glücklich am Tempel angelangt, blickte uns mit einem eignen Lächeln an, und klopfte dankbar den Hals seines treuen Pferdes. — Uns alle, die lieben Knaben nicht ausgenommen, überwältigte die Rührung, und kein Auge blieb trocken, als wir nun Hand in Hand vor den schwarzen Marmortafeln standen, von welchen uns aus einer Reihe unvergeßlicher Namenszüge auch die des Herzogs Georg in goldner Schrift entgegenglänzten. „Nicht bloß, weil er ein guter Fürst, sondern weil er ein trefflicher Mensch war, steht sein Name hier!" sagte der hochherzige Truchseß. —

Die schönen, idyllenartig verlebten Tage schwanden uns viel zu schnell! Unser Freund schied mit der festen Ueberzeugung, auch sein Name werde bald auf jenen dunkeln Tafeln der Erinnerung stehen.

Die Hoffnung eines zweiten Besuches der Bettenburg ging nicht in Erfüllung. Zum Troste kam bisweilen der liebe Burgherr zu seinen, immer auf ihn harrenden Freunden nach Meiningen. Das Verhältniß zwischen ihm und Wagnern wurde von da an immer inni-

ger, bis zum brüderlichen „Du." — Er schrieb nichts mehr, ohne es vor allen seinem Bettenburger Freunde mitzutheilen; und sein Urtheil wog ihm viele andre auf. So war Er auch im Besitz des oben erwähnten unvollendeten Werkes: „Jesus von Nazareth" geblieben; und erst vier Jahre nach Ws. Tod erhob sich unter seinen Freunden die Frage: „ob man nicht, mit Berücksichtigung der beigefügten, von H. Voß zusammengestellten Anmerkungen dem Werke die letzte Feile geben solle, die der Vf. selbst noch vermißt hatte, um es dann dem Druck zu übergeben?"

Unter meinen Papieren findet sich ein Brief an Truchseß, den ich in den „Mittheilungen" (unter Nr. V. 15.) deßhalb unabgekürzt aufgenommen habe, weil er meine Ueberzeugung auch gegenwärtig noch ausspricht.

Es folgten auf diesen Brief mehrere Verhandlungen des Gegenstandes; aber das Resultat neigte sich dahin: „Wagners Mspt. sey in der gegenwärtigen Gestalt, dem Willen des Verstorbenen gemäß, nicht bekannt zu machen; sondern es müßten zuvor die gesammelten Bemerkungen benutzt, und wo möglich das Ganze vollendet werden." — Das Mspt. ist nämlich noch nicht bis zum Beginn der Leidensgeschichte des Heilandes durchgeführt.

Von den Freunden trug jeder Bedenken, es abzuändern und zu vollenden; so blieb es zurückgelegt bis jetzt, wo ich von Wagners Vertrauteren noch allein, —

wenigstens abgetrennt von den Wenigen stehe, die in der Ferne leben. Ich darf es daher um so weniger wagen, dem Wunsche der hingeschiedenen Freunde entgegen zu handeln; und so mag denn jene ehrwürdige Reliquie aus Ws. Nachlaß nur für seine Hinterlassenen ein erbauliches Andenken bleiben. Das Ganze ist so gestaltet, daß man nur ungern daran ändern, eigne oder fremde Meinungen hineinstümpern mag. Am allerwenigsten getraue ich mir, bei diesem Werke zu verbessern, was mein Freund entworfen, — oder zu vollenden, was Er begonnen hat. Nur einige Bruchstücke des Mspts. glaube ich, zur Bezeichnung der Darstellungsweise, den Lesern schuldig zu seyn, und gebe sie daher in den „Mittheilungen.“ (S. die Beilage zu Nr. V.)

Wir kehren von des Dichters unvollendeten Werken zu seinem vollendeten Leben zurück. — Denn glauben wir, der Sterbliche habe dann das Ziel seines irdischen Daseyns erreicht, wann seine Gefühle und Triebe geläutert, — seine Kräfte durch Anstrengung, Opfer und Leiden der Zeitlichkeit geübt und gestärkt, — seine edleren geistigen Anlagen ausgebildet und auf das Göttliche, Ewige hingelenkt worden sind: — so dürfen wir allerdings das Erdenleben unseres Freundes, obwohl es im

vollen männlichen Alter schloß, dennoch für vollendet halten, zu unserm Troste!

Sein körperliches Siechthum ward stets bemerkbarer. Die so nothwendige Bewegung des Reitens hatte aufgehört, seit es dem Kranken nicht mehr möglich war, seinen alten treuen Schimmel zu besteigen. Nur nothdürftig ersetzte diesen empfindlichen Mangel die Fahrt im Wagen; aber auch dabei war das Ein- und Aussteigen mit großer Anstrengung verknüpft. Eine nicht hohe Treppe hinanzusteigen, kostete ihm fast eine halbe Stunde Zeit; auf den letzten Stufen zitterte er vor Ermattung und der Schweiß floß ihm von der Stirne. Wie vieles mußte er sich nun abermals versagen, was ihn bisher noch erquickt hatte! An Besuche bei seinen Freunden war gar nicht mehr zu denken; die kleinen Spazierfahrten zeigten ihm nur die lieben Berge von ferne, wo er sonst so glücklich gewesen war; selbst das Schreiben fing an, öfter beschwerlich zu werden. Gleichwohl hofften die Seinigen, daß er in diesem bedauernswürdigen Zustande noch Jahre lang ausdauern könne; und ihre Hoffnungen wären vielleicht erfüllt worden, hätte sich nicht am Schlusse des Jahres 1811 eine neue schwere Krankheit dem älteren Uebel beigesellt. Von diesem traurigen Ereigniß giebt seine geliebte Tochter Luise dem Herrn v. Truchseß in folgendem Briefe Nachricht:

D. 17. Dec. 1811.

Wir lieben Sie alle so herzlich und sind von Ihrem Schreiben so sehr gerührt, daß wir zu Ihnen nicht anders, als wie Kinder zu ihrem lieben Vater zu sprechen wissen, und hoffen auf Verzeihung.

Nun wollen wir Ihnen ganz treu des Arztes Meinung, unsers Vaters Gefühl und seine Krankheit berichten. Es ist ein Nervenfieber, welches mit heftigem Rheumatismus anfing. Gleich in den ersten Tagen fühlte unser Vater, daß er sterben würde; da er aber den gefährlichen dreizehnten Tag überlebt hatte, und jedermann sagte, daß der Kranke sich bei solchen Fiebern immer schlechter fühle, als es wirklich sey, so faßten wir wieder Hoffnung, besonders als es mit jedem Tage etwas besser ging.

Nun ist aber ein sehr übler Umstand hinzugekommen; der Kranke hat sich nämlich wund gelegen und leidet daran die fürchterlichsten Schmerzen. Es sind schon einige tiefe Wunden da, und sogar eine brandartige, welche schwer zu heilen ist, da er schlechterdings in keine andere Lage gebracht werden kann. Heute glaubt der Vater fester als je, daß er seiner von ihm sehnlichst gewünschten Auflösung nahe sey.

Ach, gnädigster Herr! Wenn man sieht, was er leidet, und wie himmlisch gut und geduldig er dabei ist, glaubt man sein Besseres schon im Himmel und stimmt

in seine Wünsche ein. — Der Doktor meint, daß er wieder auf dem Weg der Besserung sey, und daß sich nach und nach alles heben werde ꝛc.

In der That war es den Bemühungen des geschickten Arztes, Dr. Jahn, (auch als ärztlicher Schriftsteller rühmlich bekannt,) gelungen, die Kraft des Fiebers zu brechen; allein der Zustand des Kranken blieb gleichwohl in trauriger Hülflosigkeit. Die Schmerzen an den wund gewordenen Stellen mußten ihm, bei der fast unbeweglichen Steifigkeit des sehr fleischigen Körpers, große Quaalen verursachen, welche sich aber fast nur durch leise Seufzer aussprachen. Männlicher, christlicher, als Er, kann kein Leidender dulden!

Selbst in der letzten Zeit schien bisweilen noch die Hoffnung einigen Raum zu gewinnen, wie sie sich in einem der folgenden Briefe Luisen's an Truchseß äußert:

„Schreiben und lesen kann unser Vater noch nicht, doch grüßt er Sie mit einem Seufzer. Arzt und Chirurgus finden die Wunde besser aussehend; die Schmerzen sind vermindert.“

„In der vergangenen Nacht hatte er einen, für ihn und uns so schönen Traum! Es träumte ihn, seine Wunden wären ganz heil und er könne sich leicht herüber und hinüber bewegen, und ruhte so sanft. Ach,

wollte doch Gott, daß dieser Traum bald in Erfüllung ginge! ꝛc."

Den letzten Brief der guten Tochter vom 13. Januar 1812 theilen wir ebenfalls mit, da sich in der kindlich einfachen Sprache desselben das schöne Gemüth dieser früh Vollendeten auf eine rührende Weise ausspricht.

„Seit langer Zeit habe ich keine so herzliche Freude gehabt, als über Ihren freundlichen Vorwurf, daß ich Sie nicht hätte grüßen lassen; denn ich sah daraus, daß Sie sich meiner noch erinnern. Es fiel mir zwar neulich nicht ein, Ihnen etwas sagen zu lassen; aber dabei war mir's doch, als stände der Freund meines Vaters vor mir, und bemerkte es, wie ich ihm danken wollte und keine Worte zu finden wüßte für die treue Liebe und Theilnahme an meinem geliebten Vater, die sich in den schönen Briefen an meine Brüder ausspricht."

„Leider können wir noch immer nicht sagen, daß es besser mit dem Vater gehe. Aller Anstrengung ist es noch nicht gelungen, die Wunden völlig zu heilen; doch wird's ja mit Gottes Hülfe endlich gut werden! Könnte der Vater nur erst das Bette verlassen! Daran verhindert ihn aber die große Schwäche und die Geschwulst an den Beinen. Wenn die Schmerzen nachlassen, ist er immer sehr heiter, und dann läßt er sich zuweilen einen Brief von seinen Freunden vorlesen. Den letzten von

Ihnen hat er mit großer Rührung angehört und den Brüdern aufgetragen, Sie zu grüßen."

„Wenn unser ganzes Leben aus lauter Dank bestände, so könnten wir doch der engelguten Antonie nicht vergelten, was sie an uns gethan, wie treulich sie uns beigestanden hat. Seit ungefähr vier Wochen hat sie aber selbst viel Plage, weil die kleine Karoline, die sie erzieht, krank ist."

„Bisher schrieb ich Ihnen, Gott weiß wie ungern! lauter Unangenehmes; vielleicht freut es Sie, nun zu hören, daß meine Brüder fortfahren, Fortschritte im Zeichnen und Malen zu machen. Anton setzt jetzt die Raphaelische Madonna della Sedia in Pastell, und es geräth recht gut; dabei kopirt er das schöne Bild der Königin von Preußen für die Frau Herzogin, und der Maler Schröder ist damit zufrieden. Auch Karl*) bessert sich jetzt, besonders im Erfinden der Landschaften und malt sie in Oel. Es ist nur Schade, daß er hierin so ganz ohne Unterricht ist!"

„Leben Sie tausendmal wohl!"

---

*) Dieser jetzt noch einzig zurückgebliebene Sohn Ws. bildete sich, von seinem edlen Herzog auf das großmüthigste unterstützt, in Dresden zum Landschaftsmaler aus. Von seinem fast dreijährigen Aufenthalte in Rom kehrte er im Herbste 1825 mit reicher Ausbeute und rühmlich vorgeschrittener Kunstbildung heim.

Die Freundin, deren Luise im voranstehenden Briefe gedenkt, und deren vollständigen Namen wir, bei dem Andenken an die stille Bescheidenheit dieser edlen Seele, ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht niederzuschreiben wagen, — harrte aus bis an's Ende, welches sich von da an unverkennbar näherte. Aber auch Luise war, nächst der Mutter, als treue, fast sich aufopfernde Pflegerin für den Leidenden ein Engel. So nannte er sie auch stets, und „Engel!" war sein letztes leises Wort. —

Unter den Thränen, welche am Morgen nach der Nacht des 28. Februars über die schnell verbreitete Nachricht von Ernst Wagners Hinscheiden geflossen sind, waren vielleicht auch einige des Dankes, dem ewigen Befreier geweiht! Denn da, wo die Leiden der Erde so herb und unablässig drücken, wird das Versinken in ihre Gräber zu einem errungenen Sieg, und die dunkle Pforte zum Triumphthor der befreiten Seele.

Des Freundes eigne Worte mögen hier schließen:

„So tritt denn hervor, du gute stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet. Laß mich dich einen Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur!"

„Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich netz- und scheibenförmig in, und endlich über jedem ein-

zelnen Leben ausbreitet. Bei den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie Einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmälig mit und aus dem Leben emporwächst, und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt; — aber ein Schirm über allem Lebendigen; ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. — Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl."

„Breite denn auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Male schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebensgrüßen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! — Nie habe ich unmenschlich dich gerufen; nie unmenschlich dich gescheut; denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters! Er will — und du öffnest mir mein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!"

* * *

In der Nähe des herzoglichen Parkes, wo Wagner oft gewandelt; dicht am reizenden Garten, welcher das Haus seiner fürstlichen Wohlthäterin umgiebt, schläft unser Freund in einem nun schon längst eingesunkenen Grabe.

Dort weilte vor einigen Jahren ein durchreisender Dichter, der edle Matthisson, und gedachte des Vollendeten bei dem sich öffnenden Blick auf den stillen Friedhof. In sein Tagebuch schrieb er die herzlichen Worte, in welche so mancher Leser einstimmen wird:

„Ein schlummre in Frieden! riefen wir zur „Grabstätte Ernst Wagners hinüber, dem ich so gern „im Leben hätte begegnen mögen! Denn oft erhoben „seine Bücher meinen Geist und erwärmten mein Herz. „Unser Vaterland hat wenige Männer zu verlieren, „welche, wie Er that, für den Genuß der spätesten Nach„welt mit der Emsigkeit hinarbeiten, als wäre schon „Morgen der Tag der Erndte. Er war wie seine „Schriften. Ruhm und Segen der Asche des echten „Deutschen!“

2.

Mittheilungen

aus dem handschriftlichen Nachlasse Ernst Wagner's.

I.

Frühere dichterische Versuche.

1.

(Im März 1784.)

Liebe! süßes zartes Band,
Das die Menschen bindet,
Bist geknüpft von jener Hand,
So die Welt gegründet.

Ha! in meiner Lieben Arm
Fliehen alle Leiden;
Fliehet aller Erdenharm,
Kommen Himmelsfreuden!

Vorschmack ew'ger Seligkeit
Giebst du uns, o Liebe;
Und dort in der Ewigkeit
Ist noch größre Liebe!

Nun, du lieber, lieber Gott!
Bist ja selbst die Liebe!
Dämmert einst mein Abendroth,
Sterb' ich Dir — aus Liebe.

2.

An meine Freundin;

zu ihrem vierzehnten Geburtstage.

(1785.)

Ein zärtliches Wörtchen,
Und auch wohl ein Törtchen
So oben drein —
Nicht wahr, das wäre ganz fein,
Und wohl das Beste
An deinem Feste?
Jedoch die Zeiten
Sind leider schwer!
Ein andermal mehr; —
Jetzt nimm nur das Wörtchen.

Durch liebliches Grün
Des Lebens, bei Bächen
Durch blühende Flächen
Da wandle du hin!
Lieb' immer die Tugend;
Die Freuden der Jugend
Genieße mit Lust.
Erhebe dein Herz
In Freud' und Schmerz
Aus jungfräulicher Brust.

Wie Nebel zerrinnen
Die Freuden der Welt.
Wem sie nicht gefällt,
Der steigt mit den Sinnen
Zum Himmel empor, —
Zerreißet den Flor
Der Erde, und ringet,
Und kämpfet und schwinget
Zu Gott sich hinauf.
Dein irdischer Lauf
Sey, Mägdlein, gerade!
Drum folge dem Pfade
Der Unschuld nur nach:
Dann sieh jenen Tag,
Das Ziel deiner Bahn,
Voll Freude sich nahn,
Und erndte den Lohn
Der Tugend, den du
Erwarbst, in der ewigen Wonne und Ruh.

(Die Absicht, in welcher diese beiden kleinen Stücke mitgetheilt worden, ist in den „lebensgeschichtlichen Nachrichten" näher bezeichnet. Sie sollen bloß den geistigen Standpunkt andeuten, auf welchem unser Freund in seinem Uebergange vom Knaben zum Jüngling gestanden habe.) A. d. Herausg.

3.

Einige Scenen aus dem handschriftlichen Lustspiele: „Die reisenden Maler."

(1801.)

Major Warneck; Schweizer und Brixenfels (im Gespräch beim Frühstück unter den Bäumen); Kunigunde (des Hofgärtners Tochter, strickt in einiger Entfernung, auf der Gartenbank sitzend).

Warneck. Wohl mag man Italien eine große Kunstkammer nennen!

Brixenfels. Sehr richtig, Herr Baron! Und jede große Kunstkammer ist ein kleines Italien.

Warneck. Schön gesagt! Gut gesagt! he, he, he! — Wie lange waren Sie in Rom?

Brixenfels. Einen deutschen Sommer und zwei Winter lang; — welches dort zu Lande ungefähr zwei Sommer und eben so viel Frühlinge betragen wird.

Warneck. Das jüngste Gericht von Michel Angelo soll, wie die reisenden Kenner behaupten, das beste Stück in Rom seyn?

Brixenfels. Passirt! — Gleichwohl versichre ich, Herr Baron, daß es nur ein bloßer, flüchtiger Ge-

danke ist gegen das eigentliche Meisterstück, welches gleich daneben hängt.

Warneck. Das wäre! — Und wie heißt es? (Er schielt zuweilen nach Kunigunden hin, und sucht vergebens ihre Aufmerksamkeit auf seine Person zu lenken.)

Brixenf. Es ist ein großes Oelgemälde, in Miniatur-Manier gemalt.

Warneck. Und das giebt wohl einem Oelgemälde ganz besonderen Werth?

Brixenf. Natürlich! Männer wie Sie, finden das gleich von selbst! — Was den Gegenstand des Bildes betrifft, so stellt es ein feuriges Luftzeichen mit einem Windstoß vor, den man zu hören glaubt. Im Mittelgrunde ein großes blaues Irrlicht — schauderhaft! Im Hintergrunde eine der reizendsten italienischen Gegenden, welche von einem hohen dunkeln Fichtenwald verdeckt wird.

Warneck. Hm! Sollte man dergleichen scharmante ungeheure Ideen für möglich halten!

Brixenf. Ich zweifle selbst! — Wenn nun gleich einige Kenner das Bild bloß für ein allegorisches Nachtstück ausgeben. . . .

Warneck. Ah! Ich verstehe!

Brixenf. . . . . so giebt es doch gewiß kein lichtvolleres Stück, wenn man es anzündet.

Warneck. (Verwundert.) Aber wie meinen Sie das?

Brixens. Es ist nämlich auf ganz massivem Asbestleinwand gemalt, und wird bei gewissen feierlichen Gelegenheiten in Feuer gesetzt; wo sich dann der speiende Vesuv im Hintergrunde allerliebst ausnimmt.

Warneck. Hm! hm! ei, ei! — Hätt' ich nur nicht in vorigen Jahren so verdammt viel mit dem Arrangement meiner Revenüen zu schaffen gehabt, so wäre ich längst selbst in Rom, um mich dort zum echten Kunstkenner zu bilden. Das war immer so ein Leibgedanke bei mir!

Brixens. (Verbindlich.) Unterdeß haben sich der Herr Baron zum Major gebildet; und das ist auch nicht übel! Ueberdieß kämen Sie doch wohl immer noch zu früh in Italien an.

Warneck. (Aufmerksam.) Wie so?

Brixens. Weil jetzt die französischen Republikaner und hinter ihnen her die Russen rc. eine wahre Kunstreformation dort vorgenommen haben; und wiewohl dabei manches gute Werk abhanden gekommen seyn soll, so hofft man doch allgemein, daß der gründliche Geschmack aller dieser Nationen Wurzel fassen, und den träge gewordenen Italienern einen neuen Kunst- und Kraftstoß geben, — überhaupt eine neue Aera schaffen werde.

Warneck (der nicht mehr zugehört hat, zu Kuni-

gunden). Und das schöne Kind nimmt keinen Antheil an unserm interessanten Gespräche?

Kunigunde. (Lächelnd.) Wer von den Herren würde dabei etwas gewinnen?

Warneck. Ich auf alle Fälle, mein Engelchen!

Brixens. Es käme darauf an, Herr Major!

Warneck. Aber — wie meinen Sie das?

Schweizer (das Wort nehmend). Mein Freund meint nur überhaupt, daß wir uns alle leicht in der schönen Strickerin irren könnten. — Für jetzt, Herr Major, erlauben Sie, daß wir uns Ihnen empfehlen, um an unsre Arbeit zu gehn. (Seinem Bedienten rufend:) Raphael! Hole die Sachen herbei!

Warneck. Ohne Gêne, meine Herren! ohne Gêne! (Kunigunde packt ihre Arbeit zusammen.) Auch schon fort, mein Engel? — Leben Sie denn wohl, meine Herren! Nächstens besuch' ich Sie in Ihrem Atelier. — Auf Wiedersehn!

(Ab.)

Schweizer. (Aergerlich.) Ein edles Vergnügen, sich mit solch' einem Schranzen herumzuzerren!

Brixens. (Lachend.) Wie gefällt dir meine Manier in der Konversation? — Findest du nicht, daß ich ungemein zart persiflire?

Schweizer. Ist sonst warlich deine Stärke nicht! — Du war'st der leibhafte Fink!

(Raphael bringt Malergeräthe und entfernt sich wieder.)

Brixenf. Es war auch nur ein bloßer Versuch in Finks Manier! Wie soll man dergleichen faden Burschen anders mitspielen? — Hättest du mich nur gewähren lassen! Gundchen hätte ihm auch noch ein paar Püffe mit auf den Weg gegeben. (Er kniet vor Kunigunden, ihre Hand küssend.) Wieder ein Besuch, der nicht den Künstlern galt, sondern Ihnen, meine schöne Muse! — Was meinest du denn zum Freier?

Kunigunde. (Lachend.) Reden Sie von einem Bessern! und — (sie schlägt ihn sanft auf den Mund) nennen Sie mich nicht immer Du!

Schweizer. Sie hat vollkommen Recht! Vor einer Muse soll man gehörigen Respekt haben.

Brixenf. (Blickt sie zärtlich an.) O du holde Muse! — Wie hast du geschlafen? — Erzähl' mir was von deinen Träumen!

Kunigunde. (Aengstlich.) Stehn Sie doch auf! Dort kommt der Vater!

Erdmann. (Herzutretend.) Guten Morgen! — Wie? Gar ein Fußfall? —

Brixenf. Guten Morgen, bester Alter! Entscheiden Sie doch selbst! Gundchen will sich nicht Du von mir nennen lassen. Ist das recht?

Erdmann. Ich dächte doch! Aber (lächelnd) laß' ihn nur, Mädchen! Es ist mir immer lieber, wenn unsre drei muntern Gäste dich für ein Kind nehmen und duzen, als wenn da drüben die Herren von der Suite dich einen Engel schimpfen und den Pluralem gebrauchen.

Brixenf. O, über den braven, einsichtsvollen Vater! — Sieh'st du wohl, Gundchen?

Kunigunde. Schon wieder Du! — Billigt's denn etwa der Vater? Er will ja von zwei Uebeln bloß das kleinste wählen! (Schnippisch.) In der That seh' ich doch auch gar nicht ein ....

Jungfer Zehlein. (In der Thüre.) Gundchen, Gundchen!

Kunigunde. Gleich, liebe Tante!

Erdmann. Fort in die Küche, wohin du gehörst! Tantchen hat schon lange nach dir gezankt.

(Kunigunde läuft ins Haus.)

Schweizer. Nun, alter Erdmann! Sind Sie Ihrer Miethleute bald satt?

Erdmann. Im Gegentheil: ich bin doppelt froh, daß sie gerade jetzt bei mir wohnen, wo die Hofhaltung hier ist. Gewiß hätt' ich sonst einigen Hofherren Quartier vorhalten müssen; und die würden mir mein stilles Häuschen bald genug in ein Hotel verwandelt haben.

Brixenf. Wir machen denn doch mitunter auch ein wenig Lärm!

Schweizer. Zumal unser lustiger Fink!

Erdmann. Ach, ein herzensguter Mann! Damit hat's keine Noth! — Müßte man sich nur nicht über seine eignen Leute oft halbtodt ärgern! Sie glauben es nicht, meine Herren, wie harthörig die verwünschten Pursche sind, trotz ihrer langen Ohren! — Da hatt' ich neulich mit der Prinzessin einen kleinen Streit über das Vergißmeinnicht. Ihre Durchlaucht wußten nicht, was doch alle Welt weiß: daß das französische Germendrée das wahre cynoglossum omphalodes Linnéi, — hingegen ihr pensée, oder Vergißmeinnicht, nichts weiter als die viola tricolor, Linné, oder das Stiefmütterchen, ist. Um sie gründlich zu überzeugen, sucht' ich noch zwei Pflänzchen auf und ließ sie im Glashause treiben. Jetzt, wo ich denke, die Blümchen brechen auf, haben die verdammten Jungen mir Beide verkümmern lassen! Aber ich bin schon auf dem Wege, Gericht über sie zu halten! (Ab.)

Schweizer. Ein wackrer Alter, — bis auf den Linné! —

Brixenf. Dir fehlt's an der wahren Toleranz. Jeder Mensch muß seinen Narren mit sich herumtragen, wenigstens in seinem Metier. Mir ist Erdmann ein Ehrenmann; — ein großer Gärtner! da unter seiner Pflege

eine der schönsten Blumen auf Erden gedeiht, — die reizende Tochter; — wenn auch Ida ihre Bildung eigentlich vollendet. — Apropos! Merkst du wohl etwas von der Blumenliebhaberei unsrer neuen Bekanntschaft, des Majors?

Schweizer. Versteht sich wohl! — Aber diese sauberen Blumisten verstehen's nicht, die reizenden Blüthen mit heiliger Leidenschaft zu bewundern und sich ihres zarten Duftes zu erfreuen, sondern sie wollen gleich jedes hübsche Blümchen pflücken und zerpflücken! Sie treiben ihre animalische Galanterie aus einer Art von régime; sie geben das Laster, wie Gartenluft oder heilsame Kräuter, für officinel aus. — Ein fataler widriger Mensch! Ein Gesicht, auf dem jede Muskel eine Untugend ans Licht zerrt!

Brixens. Ereifre dich nur nicht; dergleichen Käuze muß es auch geben. — Aber sieh! Dort kommt Fink durch die Allee hergewüthet! Der wird zanken, daß wir nicht auf die Ruine gekommen sind, und ich habe aufs Neue Toleranz zu predigen.

Fink. (Mit einer Mappe unterm Arm.) Seyd Ihr's denn wirklich noch werth, daß Euch die Frühsonne hier in die gähnenden Gesichter scheint? — Habt Ihr mich nicht wieder einmal geärgert mit Eurer passiven Vegetation!

Schweizer. (Lachend.) Guten Morgen, Fink!

Fink. Bei diesem himmlischen Morgen! wenn ich dort auf den hohen, thränenwerthen Denkmählern der Vergangenheit alles Niedrige vergesse, mich wie ein Göttersohn in Licht und Glut und süßen Schatten berausche, und der Geist seine mächtigen Flügel Helios Flammenwagen entgegen breitet ....

Brixenf. Ah! Nun kommt er in seine blühendsten Umstände!

Fink. ... Da sitzen sie unterdeß beim Morgenpfeifchen; denken vielleicht darauf, Ovids Kunst zu lieben mit Noten in usum Delphini zu ediren! (Zu Schweizern.) Da! Ich habe dir etwas mitgebracht, ob du's gleich nicht verdienst. (Ein kleines Paket hinreichend.)

Schweizer. (Freudig.) Von meinem Onkel! (Er erbricht den Brief.)

Fink. Was wird's seyn, als neue Vorwürfe über deine alten Depensen! — Ich läse ihn flüchtig durch und — schickte ihn unerbrochen zurück.

Brixenf. Oho! Freund! Dein Witz scheint etwas müde geworden zu seyn auf dem langen Morgenspaziergange; — wenn er sich nicht gar in der Ruine ruinirt hat!

Fink. Könntest du doch deine platten Anmerkungen einmal mit fremden Ohren hören, gewiß! du würdest mich bedauern, der ich sie täglich hören muß! — Ueberhaupt, um es mit Euch Beiden noch länger aus-

zuhalten und unter Einem Dache zu leben, — o, dazu gehört eine Liebe, so end-, grund- und bodenlos, wie die offenbare See; oder wie viele deutsche Heerstraßen; oder wie die Aus-, Dar- und Widerlegungen der kritischen Philosophie; . .

Brixenf. Oder wie deine Sätze; — deine wortreiche Genialität, oder deine geniale Silbenstecherei!

Fink. Was? — Ich will meinen Zeitgenossen nichts von dem entziehn, was ihr rechtmäßiges Eigenthum ist, so lange diese Zunge sich noch in ihren Bändern bewegt. — Aber ich muß freilich jetzt kurz seyn, weil ich erst frühstücken will. — Zugegeben also, Ihr Beide wäret witzig, — hat man denn diese treffliche Eigenschaft wohl je, wegen Eurer Verstellungskunst, an Euch bemerken können? Wozu damit hinterm Berge halten? Das Genie will Luft; sein Reichthum stürzt sich wie ein Bergstrom in das ebene Land, — in solche stille Auen, wie Ihr seyd! Aber ach! wie mancher schöne Geist muß versiechen und verkommen in unsrer platten Niederländerei, gleich dem romantischen genialen Rhein, sobald er in Holland anlangt! (Ab ins Haus.)

Brixenfels. (Ihm nachblickend.) Guter, herrlicher Junge! — Könnt' ich dir doch Eines erst geben: Charakter! — Er verschwelgt seines Geistes Schätze in phantastischer Ueppigkeit; — und ach! diesen Sinn verträgt die Kunst nicht! ꝛc.

4.

Scene aus dem Lustspiele:
„Der Triumph der Liebe.“

Herr von Steinach. Lenz.

Lenz. Auf unserm Schlosse wird's Gottlob! nicht so früh Tag, als bei Ihnen. Ich glaube, die Fräuleins sind noch im besten Schlafe begriffen.

Steinach. Ich wollte meinen alten General an seinem Geburtstage gleich beim Aufstehen empfangen; darum kam ich so früh. Nun, wir plaudern indeß! Wie lebst du, alter Sünder?

Lenz. (Achselzuckend.) Schlecht und recht! Ich habe die Gegenwart zum Besten, mokire mich über die Vergangenheit, und suche mich bei der Zukunft durch allerlei Possen zu insinuiren.

Steinach. Schöne Grundsätze! — Aber ich kenne dich nun schon so lange als Kammerdiener, Lenz! — Deinen Kapacitäten nach, sollt' ich meinen, könnte dich der General doch wenigstens zu seinem Obereinnehmer machen?

Lenz. Die Leute sagen, mein Durst hindere mich im Avanciren. Den soll ich mir abgewöhnen. Aber es ist so ein Erbstückchen, lieber Herr! — Für den Erb-

durst ist noch kein Heilmittel, oder vielmehr kein Lösch=mittel, erfunden! Um den ausgetrockneten See meines Lebens wieder schiffbar zu machen, muß ich ihn gläser=weise vollschöpfen. Dazu gehört manche Flasche!

Steinach. Nun ich muß dir das Zeugniß geben, daß der Verstand doch wenigstens immer noch obenauf schwimmt. Ich habe noch Niemanden auf eine so ver=nünftige Weise betrunken gesehn, als dich! — Aber wie wär's denn, wenn du heiratheteſt und ordentlich würdest?

Lenz. (Bedenklich.) Sollten's denn Seine Excellenz erlauben?

Steinach. Lasse mich heute versuchen, was sich für dich thun läßt.

Lenz. Ich zweifle am Erfolg. Mir zürnt mein Schicksal unerbittlich. — Sie wissen es schon — ich habe ehedem einmal studiert; — anfänglich Theologie. Dann sattelte ich um, und setzte mich auf's hohe Pferd. Ich wählte die Philosophie.

Steinach. Wohlgesprochen!

Lenz. Das war mein Fach! O, ich habe diese Dame auf ihren geheimsten Schleichwegen belauscht, und manches gesehn, was man einer so ehrbaren, stolzen Matrone gar nicht zutrauen möchte. — Zur praktischen Nutznießung der philosophischen Schätze legt' ich mich dann auf Kameralwissenschaften, und besonders auf Oe=konomie. Aber das war mein Unglück! Ich steifte mich

darauf, etwas Vollständiges über die wichtige Lehre von Weinproben zu liefern; ich machte vielfache Versuche, um den verschiedenen Grad der Geisthaltigkeit der sogenannten gebrannten Wasser auszumitteln; und vor lauter Probiren kam's zu nichts Großem, Ganzem.

Steinach. Armer Studiosus! Hätten sie dich, als du heimkehrtest, nur auch hübsch in deinem Hauptfache examinirt!

Lenz. O das hätten sie gekonnt! — Unter den Herren Examinatoren gab es Manche, die mein Studium von Grund aus verstanden. Aber das Unglück wollte, daß sie auf allerlei Nebendinge zu reden kamen: — kurz, ich fiel durch. Da wurd' ich wild. Nahe Verwandte hatt' ich nicht mehr; Geld noch weniger; ein junger hübscher Kerl war ich bei alle dem: so fiel mir's denn ein, mein Glück auf dem Theater zu versuchen.

Steinach. Kein übler Einfall! Auf deinem Wege und bei deiner Vorschule hat's dort Manchem schon geglückt.

Lenz. Und dennoch war's abermals mein Unglück! Hören Sie nur wie mir's erging! —

Bei der kleinen Wandertruppe, zu welcher ich mich begeben hatte, mußte ich natürlich von unten hinauf dienen. Ich gab anfangs allerlei Bestien, die sich ohne einigen Menschenverstand nicht wohl auf's Theater bringen lassen. Z. B. machte ich einmal im „verlornen

Sohn" das große Hauptschwein, welches dem armen Lump die begehrten Treber verleidet, — so vortrefflich, daß mich einige Kameraden hinter den Koulissen umarmten.

Steinach. Ein vielversprechender Anfang!

Lenz. Nun rang ich mich bald zur Menschheit empor, und machte in Kurzem, wo nicht der Menschheit, doch gewiß meiner Truppe, alle Ehre. Bald stellte ich, als ein alter Ritter, unversehens meinem Nebenhelden ein Bein; — bald prügelte ich ihm den Panzer weidlich aus; — bald stach ich, als Hamlet, den alten Lauscher rechts hinter der Tapete todt, und Er fiel listig, mir im Rücken, aus der linken Koulissenwand heraus. — Denn das war so unsre Manier. Was von dergleichen Stücken nicht gestrichen wurde, das mußte sich wenigstens gefallen lassen, travestirt zu werden. So zeigten wir Genie, und amüsirten.

Steinach. Ich glaube, Euer damaliges Publikum ist heute noch nicht ganz ausgestorben.

Lenz. Es war eine gute Zeit! — Wir hatten auch eine Art von Geschmack und Diskretion. Wurden wir in die Säle der Großen eingelassen, so gaben wir den Aushub: — Adelheid von Wulfingen; Sachen von Stephanie, und andere gute Wiener Stücke. Sobald wir aber unter dem schönen heitern Himmel unsre Breter über leere Bierfässer hinlegten, da war uns Alles recht: Hamlet, Emilia Galotti, Egmont, Don Karlos . . . .

Steinach. Mensch! Bist du bei Sinnen?

Lenz. O wir kannten unser Publikum und trafen meistens das rechte. — Genug, wir hatten zu leben, und wußten daher auch zu leben. Da ich, als der Einzige, welcher echte Musenmilch auf einer hohen Schule gesogen, natürlich bald die Seele und der Protagonist der Gesellschaft werden mußte, so beschloß der Regisseur meinen Sturz, um den seinigen zu vermeiden. Seine erste Rache fühlte ich in einem kleinen Stück, worin ich den Theatertod zu leiden hatte. Es war mir ausdrücklich versprochen, daß ich mit einem einzigen, behutsam geführten Streich darnieder gestreckt werden sollte; aber ich bekam unbarmherzige Prügel!.. (Man hört klingeln.) Horch! die Excellenz ist auf den Beinen! — Ein ander Mal, Herr von Steinach!

(Eilt ab.)

Steinach. (Nachrufend.) Ich halte dich beim Wort, Alter!

II.

Thalheim

oder

die Liebe auf der wüsten Insel.

Erstes Buch.

„Ja, gute Mutter! Bald, bald bin ich wieder an deinem Herzen!" — So rief der Kandidat Thalheim gerührt aus, indem er den mütterlichen Brief langsam wieder zusammenfaltete und sinnend emporblickte.

Er war der einzige Sohn einer reichen, oft aber kränklichen, Amtmannswittwe in dem gräflichen Gutsorte Feldberg. Der Graf hatte ihm vor Kurzem, weil er sein theologisches Examen mit Ruhm bestanden, die eben erledigte Pfarrei seines Geburtsortes zugesichert, und mit dieser frohen Aussicht war Thalheim, nach schon empfangener Ordination, jetzt auf einer Fußreise durch die Schweiz und Ober-Italien begriffen.

Diese Reise gehörte längst zu seinen liebsten Wünschen, und die noch übrige Zeit bis zum Amtsantritt verstattete ihm gerade die nöthige Frist dazu. In den schönsten Frühlingstagen hatte er die Reise leicht und froh, gleich einem Spaziergang, begonnen; mit wachsendem Genuß waren bereits die Alpen überstiegen und seit zwei Tagen bewunderte er die Herrlichkeit des großen

Mailand's, welches das entfernteste Ziel seiner Wanderung seyn sollte. Hier fand er, der früheren Verabredung gemäß, einen Brief von der zärtlichen Mutter. Mit ihrer Gesundheit stand es besser, als vorher; zu Hause war alles in erfreulicher Ordnung; indeß schien doch die gute Frau große Sehnsucht nach des Sohnes Rückkehr zu fühlen.

„Aber sollte ich nicht wenigstens noch bis zur Küste des Meeres hinabwandern?" fragte er sich mit neugenährter Reiselust. War doch die Mutter wohl, der Weg nicht allzuweit, die gesetzte Frist der Abwesenheit noch lange nicht abgelaufen, ja selbst die Kasse noch in den besten Umständen! Zudem kehrte die jetzt ganz aus der Nähe winkende Gelegenheit, sich am großen reizenden Anblick des Meeres zu weiden, wahrscheinlich für ihn niemals wieder zurück, wenn er sie jetzt entschlüpfen ließ. Diese Ueberlegung entschied die zweifelhafte Frage; er beschloß, noch bis Genua zu gehen, und war schon am folgenden Morgen auf dem Wege dahin.

In Genua angelangt, fand er jede Erwartung übertroffen. Die reizende Lage, — Kirchen, Marmorpaläste, Kunstwerke, — vor Allem aber das Meer, entzückten ihn. Er schaute zuerst die unabsehlichen, vielfarbig schillernden Gewässer in ihrer wallenden Bewegung; dann erblickte er sie auch in majestätischer Ruhe, zum blinkenden Spiegel geebnet. Wie sehnte er sich hin auf die

blaue Fluth! Begierig auf die Größe und Neuheit des Genusses, miethete er, gemeinschaftlich mit einigen Deutschen, die er hier gefunden, ein kleines Fischerfahrzeug, weil auf jedem größeren die Spazierfahrt, der nahe liegenden englischen Schiffe wegen, gefährlich werden konnte. Der Anblick des stillen Meeres, der Stadt und ihrer reizenden Ufer, des wolkenleeren Himmels und der prächtig untergehenden Sonne war der erhabenste im bisherigen Leben unseres Reisenden.

Schon befanden sich die frohen Gefährten auf der Rückkehr nach dem Hafen, als ihr Schiffer zwei Boote bemerkte, die ihnen von verschiedenen Seiten naheten. Zu spät erkannte er sie jetzt für bewaffnete feindliche Barken. Sie bemächtigten sich sogleich des kleinen Fahrzeugs, ließen dann zwar den Schiffer, der ein alter Mann war, ungehindert heimkehren, nahmen aber seine Gäste an Bord, und nach einer halben Stunde sahen sich diese schon auf dem Verdeck eines englischen Kapers im Verhöre.

Der Kapitain, ein Mann von fürchterlich strengem Ansehen, ließ sie nach wenigen Fragen, welche meistens ihren Stand betrafen, die vollständigsten Beweise ihrer Unverdächtigkeit vorbringen, erwiederte aber kein Wort darauf, sondern gab Befehl, sie bis auf Weiteres in einer kleinen Kajüte zu verwahren und für ihre Verköstigung zu sorgen. Das Schiff, welches ein vorüberfah-

render Kaper war, setzte bei frischem Ostwinde seine Reise fort.

Die Gefangenen bestanden nächst dem armen Thalheim aus zwei Stahlfabrikanten und einem Kupferstecher, die sich insgesammt wie Rasende geberdeten. Thalheim, wiewohl er sich selbst unglücklich genug fühlte, machte dennoch den Versuch, seine Unglücksgefährten zu beruhigen; allein seine mühsam herbeigesuchten Trost- und Hoffnungsgründe vermehrten nur ihre Verzweiflung.

„O schluckte doch die vermaledeite britische Insel Wasser, wie ein Schwamm, und senkte sich funfzig Ellen tief in ihr liebes Element hinab!" sprudelte der wüthende Kupferstecher: „der Deutsche, der Franzose, der Holländer, wenn er dir auch Unrecht zufügt, so spricht er doch wenigstens menschlicher Weise dabei, und giebt allerlei Gründe seines Verfahrens an: diese eiskalten englischen Weltkrämer aber dreh'n dir den Hals um und ziehn dir das Fell über die Ohren, ohne eine Miene zu verändern, und ohne nur ein einziges zerkautes Wort ihrer verwünschten Sprache über die Lippen zu bringen. — Teufel! Teufelsland! — Wie kommt Ihr zu Euerm englischen Namen?"

Ein Schiffskoch, der ihnen zu essen herabbrachte, hatte die letzten Worte gehört und sagte lachend: „Der Teufel mag unser Kapitain wohl seyn, aber kein Engländer!"

Thalheim, voll Freude über diesen deutschen Laut, hieß den Landsmann willkommen und bat ihn um Belehrung über ihr Schicksal.

„Ich bin ein Hannoveraner, sprach der Koch: und hätte ich nicht zu Hause dumme Streiche gemacht, so wäre jetzt hier ein Anderer Schiffskoch. Wer unser Kapitain ist, weiß ich nicht zu sagen. Daß er sich wirklich einen englischen Kaperbrief, und ein gutes, fast neues Schiff zu verschaffen gewußt hat, ist gewiß; auf welche Weise er aber zu Beiden gekommen seyn mag, das weiß er vielleicht allein! — Ihr lieben deutschen Landsleute, Ihr thut mir von Herzen leid! — Wir haben schon zweiunddreißig gezwungene Passagiere von allen Nationen am Bord; aber Sie, meine Herren, sind die einzigen Deutschen darunter. Es giebt vielleicht ein Mittel zu Ihrer Rettung, aber es läßt sich erst nach vierzehn Tagen weiter davon sprechen. Ist es möglich, so befreie ich Sie, wenn auch nur Sie allein! Mehr darf ich nicht sagen. Seyn Sie bis dahin ruhig und verschwiegen, sonst richten Sie sich und mich zu Grunde! — Gute Nacht!“

Nur der Gedanke an seine Mutter drohte bisweilen, Thalheim in eine ähnliche verzweifelnde Gemüthsstimmung zu versetzen, wie seine Mitgefangenen. Uebrigens war er der Gefaßteste unter Allen. Es gehörte ja unzertrennlich mit zur Vorbereitung auf das Amt, dem er sich gewidmet hatte, auch vorbereitet zu seyn auf irdi-

sches Leiden und Unglück, und auf das Ende desselben, — den Tod. Was er bisher Andern zu lehren sich geübt hatte, predigte er nun sich selbst. Der immer tröstliche glaubensvolle Blick auf das Höhere, Ewige, war es auch jetzt, der ihn stärkte, Andern Stärkung zuzusprechen. „Seyd doch nicht so schwachherzig! ermahnte er: Betraget Euch, wie es festen, deutschen Männern, — noch mehr, wie es Christen geziemt! Mögen wir auch vielleicht einem Seelenverkäufer, einem Sclavenhändler in die Klauen gerathen seyn: so leiden wir doch unschuldig und stehen unter der Aufsicht des allmächtigen Beschützers der Unschuld! Er nimmt sich auch unsrer Lieben in der Heimath an, für welche wir nun freilich nicht mehr sorgen können. Schon oft haben die drohendsten Gefahren sich braven Menschen zum Segen gewendet; darum verzaget nicht! Wer von uns weiß denn, wenn ihn etwas Schlimmes betrifft, ob es ihn nicht vor noch Schlimmerem bewahrt?"

Seine kleine trauernde Gemeinde starrte den Prediger düster an, und Jeder schwieg. Die ersten tobenden Jammerklagen waren doch wenigstens gestillt. Die körperliche Erschöpfung nöthigte die Hungrigen, etwas von den dargebotenen Speisen zu genießen, und es mundete trefflich. Man brachte die Nacht erträglich zu.

Am folgenden Morgen begehrten sie neues Gehör beim Kapitain, erhielten aber den Bescheid: „eine solche

Besprechung sey völlig unnöthig. Wünschten sie ferner gute Behandlung, so hänge dieselbe bloß von ihrem ruhigen Betragen ab. Wünsche der Schiffsherr sie zu sprechen, so werde er sie zu sich einladen lassen.“

Der Koch, dem es heute verwehrt zu seyn schien, selbst zu den Gefangenen zu kommen, schickte ihnen einige französische und englische Bücher. So verstrichen die unmuthsvollen Stunden doch um ein Weniges schneller, und wurden allmälig zu Tagen. — Aber jetzt erhob sich heftiger Wind, die See ging hoch, und die Reisenden fühlten sich sehr krank; Thalheim besonders, der bisher bloß auf den kleinen sanftströmenden Flüssen seines Vaterlandes sich bisweilen fröhlich im Kahne gewiegt, oder auf dem Holzflosse fortgeschwommen war. Die beschwerliche Seekrankheit war kaum überstanden, als das Schiff vor Gibraltar anlegte.

Am Abend jenes Tages, als ihnen der Schiffsjunge das kleine Mahl in die dunkle Kajüte brachte, hörten sie den wohlbekannten Koch heftigen Zank mit dem Jungen anfangen, und bemerkten bald, daß er sich auf solche Weise selbst Eingang zu verschaffen suche. Es gelang ihm, und er flüsterte Thalheimen zu: „Seyd auf den ersten Wink bereit. Gelingt's, so ist die ganze Rotte verrathen!“

Aber es vergingen mehrere Tage im Wechsel zwischen Angst und Hoffnung, und nur diese wollte sich nicht

bewähren. Ueber ihren Häuptern hörten sie großes Getümmel. Man nahm frisches Wasser, Lebensmittel und Waaren an Bord, vergaß aber über der Arbeit niemals, die Thüren der Kajüte streng zu bewachen.

Eines Morgens führte man die Gefangenen in den Schiffsraum hinab, wo man ihnen die Hände band, zugleich aber versicherte: „es geschehe ihnen kein Leid, wofern sie sich ganz stille verhielten; dagegen müsse man sie bei dem ersten erregten Lärm oder Hülfsgeschrei niederhauen.“ In diesem traurigen dunklen Behältniß dämmerte nur ein schwaches Lämpchen, es zeigte ihnen aber noch viele Unglücksgefährten, beiderlei Geschlechtes, enge zusammen geschichtet, bleich und trostlos, wie sie selbst. An der innern Thüre standen Wachen mit Säbeln und Dolchen bewaffnet, welche von Zeit zu Zeit Stille geboten.

Bald fühlte sich Thalheim leise berührt, und sah mit Erschrecken, daß auch der gehoffte Erretter, der Koch, wenn gleich mit ungefesselten Händen, mit unter den Gefangenen war. „Alles vergebens! flüsterte er ihm zu: Ihr seyd verloren! Das Schiff wird so eben visitirt, und setzt dann sogleich die Reise fort.“

„Und wenn wir nun Alle plötzlich ein lautes Geschrei erhüben?“ fragte der kühne Thalheim. „Es hört Euch oben Niemand gleich, und Euer Tod wäre unvermeidlich;“ zischelte der Koch. „Und doch ist es Pflicht!“

murmelte Thalheim und wandte sich, mit den Augen winkend, zu einigen entschlossenen Physiognomieen: — aber in diesem Augenblick setzte ihm auch schon einer der Wächter die Dolchspitze auf die Brust. „Noch ein Wort, knirschte er zwischen den Zähnen: und du liegst in deinem Blute!“ Der Gefesselte blickte den Mörder mit Verachtung an. Eine Todtenstille herrschte jetzt im Kreise der Unglücklichen. Auf dem Verdeck ward es nach und nach ruhiger; der Koch seufzte tief, und die Soldaten öffneten die Thüre, um gemächlich mit andern, draußen angekommenen Kameraden zu sprechen. Plötzlich kam das ganze Schiff in Bewegung; man salutirte mit Kanonenschüssen; die Mannschaft rief ein lautes Hurrah zum Abschiede, und die Wache lös'te jetzt allen Gefangenen die Fesseln mit dem Rufe: „Freiheit! — Jetzt lauft, wohin Ihr Lust habt! Der Kapitain ist ein braver Mann!“

Alles strömte auf's Verdeck. Als Thalheim dort ankam, sah er das Schiff bereits eine gute Strecke vom Hafen entfernt, und bei frischem Landwinde ging es so pfeilschnell vorwärts, daß die Felsen von Gibraltar seinen wehmüthigen Blicken bald nur noch als schwache Punkte erschienen.

Der Kapitain ließ die gesammte Schiffsmannschaft auf der einen, und die Gefangenen auf der andern Seite des Verdeckes sich ordnen, und trat mit einer weit freund-

licheren Miene, als man bisher an ihm bemerkt hatte, hervor, um in französischer Sprache zuerst die Gefangenen anzureden: „Glaubt es mir auf mein Wort, sagte er nicht ohne Beredsamkeit: ich möchte mich gern bei Euch entschuldigen! Denn ich fühle es selbst, daß Ihr etwas ungehalten auf mich seyn müsset. Aber wer mag viele Reden machen über Dinge, die sich nicht ändern lassen! Diese aber ließen sich allerdings nicht ändern! Mein Geschäft verlangte es so; — ich mußte Leute haben, darum nahm ich Euch mit. Europa ist offenbar übervölkert, und es giebt noch andere hübsche Länder auf der Welt, wo man Schmiede, Sattler, Aerzte, Pfarrer und wohlgebildete Frauen weit nothwendiger braucht als in Euerm Vaterlande, welches Eure wahren Verdienste ohnehin gar nicht recht zu schätzen weiß. Vergeßt das arme, ausgehungerte Europa, und laßt uns gute Freunde werden! Zürnen und Trotzen kann ich nun einmal nicht leiden, das müßt Ihr voraus wissen, damit nicht etwa die neugeschlossene Freundschaft darunter leiden, und allerlei Unbequemlichkeiten nach sich ziehen möge. Ich gebe Euch volle Freiheit, Euch auf dem Schiffe nach Belieben herumzutreiben und zu beschäftigen. Ich führe Euch zu guten Leuten, will aber das Land nicht eher nennen, als bis wir's im Gesichte haben, um Euch eine frohe Ueberraschung zu verschaffen. — Im Vertrauen! Ihr kommt in ein wahres Paradies, wo Milch und Honig fließt;

und unterwegs soll es Euch eben so wenig an guter Kost ermangeln — alles umsonst; denn ich verlange keinen Sous an Kostgeld von meinen Freunden! Und so nehme ich denn nun diese ganze Sache für abgemacht an! Freut Euch Eueres Lebens und mault nicht kindisch, so werdet Ihr den besten Patron von der Welt an mir finden."

Ein allgemeines Hurrah der Schiffsmannschaft brüllte dem trefflichen Redner vollen Beifall zu. Bloß Thalheim trat aus der Reihe der Gefangenen hervor und bat um Erlaubniß, antworten zu dürfen.

„Junger Mann! rief der Kapitain: Ich weiß alles, was Ihr sagen wollt; aber bedenkt, daß wir hier keine Nationalversammlung spielen und kein Parlament, wie die närrischen Europäer, welche Reden und Gegenreden in Menge halten, und wo am Ende doch der Stärkste Recht behält, wie sich's gebührt. Dergleichen Weitläuftigkeiten ersparen wir uns. — Sagt selbst, ists hier oben nicht hübsch luftig und lustig, und weit ergötzlicher, als unten in der dunkeln Kajüte? — Ich seh's Euch an, Ihr gebt mir recht! Auch weiß ich schon, Ihr seyd ein vortrefflicher Gesellschafter, und lade Euch zu mir auf eine Pfeife extra feinen Kanaster ein. — Ihr aber, so wandte er sich jetzt an seine Mannschaft: empfangt meinen Dank, brave Kameraden! für Eure Treue und Klugheit! Vergesset auch künftig nicht, daß Kinder

ihrem Vater in Allem hübsch gehorchen müssen, und seyd versichert, daß ich mir's gern am eignen Munde abspare, um Euch immer ein fettes Maul zu machen, wenn Ihr nämlich Eure Geschäfte ordentlich und prompt verrichtet. Auch heute hab' ich Euch ein Fest bestimmt, und wir wollen lustig seyn und schmausen vollauf."

Neues Beifallsgeschrei huldigte dem liebenswürdigen Befehlshaber. Thalheim stand erstaunt und konnte in seinem tiefen Kummer sich doch des Lächelns nicht enthalten über die seltsame Manier dieses originellen Spitzbuben, welcher, — man sah es ihm an, — mit so festem guten Gewissen seinen Weg wandelte, als sey er ihm von der Ehrlichkeit selbst vorgezeichnet. Dem Kapitain entging Thalheims Lächeln nicht, und er reichte ihm nun, selbst lachend, die Hand, um ihn mit freundschaftlicher Gewalt in seine Kajüte zur versprochenen Knasterpartie herabzuführen.

„Junger Mensch, sprach er dort noch vertraulicher: sey kein Thor, sondern füge dich mit Freuden in den Willen des Schicksales. Ich höre, du bist ein Gelehrter? — Desto besser! so weißt du viel mehr, als ein König in deiner neuen Heimath, und wirst dich bald genug emporschwingen, so daß ich mir vielleicht dereinst einmal eine Gnade von dir erbitten muß! — Und nun hübsch ruhig! Hier sind gestopfte Pfeifen."

Er fragte den Gast vieles über sein Vaterland,

Herkommen, Vermögen und über alles, was er durch diese Entführung verlieren mußte. Thalheim fand bald an dem Menschen, der ihm vor Kurzem noch so wild und düster erschienen war, einen klugen, heiteren und unterhaltenden Gesellschafter. Er wußte über eine Menge Länder, Völker, Gebräuche, Sprachen und andere allgemein interessante Gegenstände befriedigende Auskunft zu geben und that es mit einer Leutseligkeit, der man nicht zu widerstehn vermochte. Nur sobald Thalheim eine Frage über seine gezwungene Reise und über das endliche Loos der armen Entführten einzuleiten suchte, kehrte die ehemalige abschreckende, furchtbar strenge Miene zurück, so daß es Jener nicht für rathsam hielt, auf eine andre Antwort zu dringen.

Thalheim hatte in der Folge oft Gelegenheit, die Art und Weise zu beobachten, wie sich der Kapitain bei seinen Untergebenen so viel Liebe und Furcht zugleich zu verschaffen wußte. Er schlug Keinem eine Bitte ab, so lange es ihm nur irgend möglich war, sie zu gewähren; wenigstens ließ er eine andre Bewilligung an die Stelle einer Verweigerung eintreten. Selten ging er an einem Soldaten vorüber, ohne ihn „mein Sohn" zu nennen, oder ihn freundlich auf die Schultern zu klopfen. Das geringste Vergehen ahndete er dagegen unerbittlich, beklagte sich aber dabei mit angenommener trauriger Miene darüber, daß man ihn z w i n g e, zu strafen; und ge-

rade, wenn er einen seiner Leute kielholen oder mit dem Schiffstau halbtodt hauen ließ, sah er am betrübtesten und mildesten aus. Von einer Begnadigung nach gefälltem Urtheile hatte man noch kein Beispiel erlebt. Sein Blick in die eigenthümliche Gemüthsart eines Jeden war schnell und scharf, und dem gemäß wußte er ihn dann gerade auf die rechte Weise zu behandeln, und er nannte dieses in der Schiffersprache „einem Charakter den Wind abgewinnen.“ So z. B. ließ er Thalheimen bemerken, daß er den wohlbekannten Koch eben so gut kenne als jener.

„Ich mag ihn wohl leiden, sagte er: er kocht mit Geschmack, und ist kein ekelhaftes Naschmaul: aber zu trauen ist ihm nicht über den Herd hinüber! Er ist dem Seeleben gram, und hat trotz seiner langen dürren Spindelbeine allerlei kräftige Leidenschaften im Leibe. Da muß man aufpassen! — Sieh mir dagegen einmal seinen Kameraden an, wie dem die kleinen Augen unter der niedrigen Stirne so freundlich aus dem fleischigen zarthäutigen Gesichtchen herausleuchten! Er befindet sich ewig wohl, ärgert sich niemals, läßt Andre gern für sich arbeiten, und weiß dennoch die ganze Wirthschaft in Ordnung zu erhalten. Er ist mir treu, denn ich gönne ihm das Beste von Allem, was er sieden und braten läßt; aber er übernimmt sich nicht, um nicht allzuschnell fett zu werden. Dabei schwört der Satan, er könne

mit seinem Körper alles machen, was er wolle; er habe sogar einmal sein eignes Kind, als die Mutter krank gewesen, sechs Wochen lang selbst gestillt. — Das ist ein Kerlchen, auf dessen Wort und Treue man Häuser bauen darf!"

Je mehr eigenthümlich Großes Thalheim aber an diesem genialen Seeräuber zu bewundern fand, je tiefer mußte er den Menschen selbst verabscheuen, dessen ursprünglich hohe Natur die heiligen Schranken der menschlichen Sittlichkeit durchbrochen, und sich in einen Abgrund von Nichtswürdigkeit gestürzt hatte, aus welchem keine Errettung zu hoffen seyn konnte. Seine Verbrechen mußten ins Große gehen, und Thalheim schauderte zuweilen bei dem Gedanken an den ganzen dunkeln Lebensgang dieses Verlornen, besonders wenn er sich die Zeit vergegenwärtigte, wo Begebenheiten, die auch der geistreichste Verbrecher nicht zu lenken vermag, den schlummernden Löwen im Innern, das böse Gewissen, plötzlich aufrütteln mußten. Dann erwachte aber auch in seinem eignen Herzen eine trostreiche Freudigkeit, womit er den unverschuldeten Leiden seiner Zukunft muthig entgegen zu gehen beschloß. „Edle Mutter! rief er in solchen Augenblicken aus: o tröste dich! Dein Sohn ist in die Gewalt der Bösen gerathen, aber über seines Lebens Seligkeit ist ihnen keine gegeben; und dieser Himmel hält die Herzen vereinigt, in welchen fernsten

Winkel der Erde man auch den Körper verbannen mag!"

Die Fahrt der Reisenden blieb lange von den günstigsten Umständen begleitet. Sie hielten bei keiner Insel an, sondern nahmen frisches Wasser an einem sicheren Punkte der afrikanischen Küste ein, und passirten dann die Linie, ohne irgend einem Schiffe zu begegnen. Von dieser Zeit an befestigte sich unter den Gefangenen der allgemeine Glaube, man werde sie nach Ostindien führen. Auf St. Helena ward angelandet, da bei dem häufigen Schmausen die Lebensmittel erneuert werden mußten; und hier hielt der Kapitain seine Geraubten abermals zwei Tage lang in der dunkeln Kajüte streng bewacht. Unentdeckt begab er sich von Neuem auf die Fahrt. Allein von nun an zeigte sich das bisherige Reiseglück übelgelaunt und wetterwendisch. Man hatte häufig mit Stürmen zu kämpfen, durch deren heftige Windstöße das Schiff pfeilschnell nach Südwesten hin getrieben ward. Erst am vierten Morgen, der die Sonne wieder sichtbar werden ließ, konnte man Anstalten treffen, die völlig verlorne Bahn wieder zu gewinnen. Dem klaren Morgen folgte ein drückend schwüler Mittag. Thalheim stand auf dem Verdeck und bemerkte, daß rings am flimmernden Horizonte neue dunkle Wolkenmassen, ungeheuern zackigen Felsen gleich, aus dem Meere aufwuchsen. Der Kapitain, welcher jetzt selten das Verdeck verließ, starrte

mit finstern Mienen auf jene bedenklichen Vorzeichen neuer härterer Kämpfe. Thalheim äußerte seine Besorgnisse. „Meinethalben! murmelte Jener ingrimmig: Das Schiff ist gut; meine Matrosen sind tapfer wie die Löwen; will uns der Sturm schon wieder zum Narren haben, so mag er heranrücken. Mich holt der Teufel noch nicht, und Ihr Andern seyd des Holens nicht werth!" Ob gleich er sich bei diesen Worten zum Lachen zwang, so bemerkte Thalheim doch recht gut, daß ein heimliches Bangen ihn unstät auf dem Schiffe umher trieb. Aus den verdoppelten Portionen Branntwein, die der Mannschaft, und sogar den Gefangenen, ausgetheilt wurden, so wie aus allen Anstalten des Kapitains, ließ sich abnehmen, daß er selbst die Gefahr für nahe und groß halten müsse. Die drückende Gluth der Luft nahm den Menschen fast den Athem und alle Lebensfreudigkeit; Todtenstille lag über dem Meere, aber oben in der Ferne flogen schon die Wolkengebirge schnell wie kampflustige Schaaren einander entgegen. Nun donnerte es ringsum, und ein unausgesetztes rasselndes Getöse in der Luft schien mit den verderbenschwangeren Wolken immer näher heranzurasen. So wie die Sonne sich hinter der ersten Wolkenschicht verbarg, ward plötzlich jede Himmelsgegend dunkel, und vom großen Ringe des Meeres her dämmerte es immer tiefer bis zur alles verhüllenden Finsterniß des stets engergeschlossenen Horizontes;

dicke weißgesäumte Wasserberge wandelten näher und näher; die Sturmvögel erhoben ein klagendes Geschrei; ein seltsam zuckendes Licht fuhr über die elektrisch aufglänzende Wasserfläche; Wirbelwinde drehten plötzlich das Schiff wie einen Kreisel umher und der Wogen- und Wolkensturz begann unter gräßlichem Blitzen und Krachen.

Bald nach dem wuthvollen Ausbruche des Ungewitters zuckte ein Strahl am Hauptmaste nieder, spaltete ihn, und zündete; aber die Ströme der Wolken selbst löschten sogleich die Flamme. Alles das waren nur Schreckensboten der Winde, die sich nun nach Einer Richtung hin erhoben, und welche das Schiff mit furchtbarer Gewalt über Wasserberge und Abgründe fortschleuderten. So verging die Schreckensnacht, und die Mannschaft begann allmälig Muth und Kräfte zu verlieren, als gegen Morgen bei heiterm Himmel Wind und See fortwütheten. Doch mit dem ersten Sonnenstrahl erblickte ein Matrose lange dunkle Streifen auf dem Meere und bald erscholl das allgemeine Geschrei: „Land! Land!"

Es erschien ihnen in kurzer Frist eine hohe grünliche Felswand von beträchtlicher Länge, welche der Kapitain für das Ufer einer ihm unbekannten Insel erklärte. Die Annäherung des Schiffes war so reißend geschwind, daß schon in der Ferne die bleichen Menschen aufschrieen: „Wir sind verloren!"

Der Kapitain befahl, aus allen Kräften nach der rechten Seite zu steuern; denn dort erblickte man jetzt eine Sandbank, die von niedrigeren Ufern der Insel in die See hinausreichte. Hier wollte er, wenn auch mit Verlust des Schiffes, dasselbe stranden lassen. Einige Momente lang mehrte sich die Hoffnung des Gelingens; doch ein neuer heftiger Windstoß vereitelte sie ganz, und jagte seine Beute in gerader Richtung gegen die fürchterlichen Felsen hin.

Thalheim stand auf dem Hintertheile des Schiffs und hatte ein Tau festgefaßt, als er das neuertönende Jammergeschrei der Verzweifelnden hörte. Die Richtung der Wellen dünkte ihm kaum tausend Schritte weit neben der Sandbank vorüberzugehen, und näher am Lande schienen ihm sogar die Wogen nach ganz verschiedenen Richtungen hinzurollen. Seine Rettung kam ihm so möglich vor, — der Untergang des Schiffes so gewiß! — Es drängte ihn, sich hinabzulassen in die Wellen. Er war ein guter Schwimmer, und durfte hoffen, feste Richtung zu gewinnen, sobald er nur den ersten und gefährlichsten Kampf mit der Brandung bestand. „Mutter! Gott sey dein Trost!" rief er laut, und glitt am Taue hinab in den gischtsprühenden Kamm einer ungeheuern Welle, welche zornig aufbrausend ihn hoch empor hob, und das gottvertrauende Menschenherz der brüllenden Brandung entgegen schleuderte.

In diesem Augenblicke schoß das Schiff, gleich einem abgedrückten Pfeile, gegen die Felsen an und sank zertrümmert mit Allem was darin lebte in die Tiefe. Aber nahe an der Felsenwand, auf jungem saftigen Grün, umspielt vom leichten weißen Schaume der sanfter heranfluthenden Wogen, fand unser Freund sich im Leben wieder. Er hob den unbeschädigten Leib auf die Kniee, und sandte mit dem Lied der nahen Waldvögel sein heißes Dankgebet zum Himmel empor. Noch im Kampfe mit dem empörten Element, in welchem er für sich selbst die kaum gehoffte Rettung fand, hatte er das furchtbare Krachen gehört, mit dem das Schiff an der Klippe zerborst. Traurig schaute er an den Felsenwänden hin, ohne etwas Anders erblicken zu können, als hier und da ein fortfluthendes Gebälke; der Schuldige aber mit den Unschuldigen, der Räuber mit seinen Geraubten, — alle lagen schweigend im tiefen Meeresschooße! Er betete von Herzen für Alle, und flehte dann, Gott möge ihn seiner wunderbaren Errettung würdig machen.

Hierauf wusch er seine Kleider vom Meeresschaume rein und badete sich selbst in den friedlich gewordenen Wellen, während seine kleine Habseligkeit von der heißen Morgensonne getrocknet ward. In seinen Taschen fand er, außer einem Messer und einer Brieftasche mit den gewöhnlichen kleinen Instrumenten versehen, auch ein Feuerzeug, welches ihm jetzt von unschätzbarem Werthe

seyn mußte, zumal da sich an demselben zwei feingearbeitete Messerklingen befanden. Ueberraschend war ihm der Fund einer kleinen Portion Zwieback nebst einem, mit Arrak gefüllten Fläschchen, das er vermuthlich in den Augenblicken der Gefahr mechanisch zu sich gesteckt hatte. Gleichgültiger war es ihm, in der andern Rocktasche seine Pfeife mit einigem Taback zu finden. Ohne ein starker Schmaucher zu seyn, pflegte er sie erst seit seinem Schiffsleben, wegen des ihm oft unleidlichen Theergeruches, gewöhnlich bei sich zu führen. Daß ihm die Wellen den Hut, der ihm jetzt einen so nöthigen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gewährte, nicht entrissen hatten, verdankte er einem Bande, womit er ihn bei heftigem Winde unter dem Kinn zu befestigen gewohnt gewesen.

Seine gänzliche Unwissenheit über das, was er auf diesem Eilande zu fürchten oder zu hoffen haben konnte, preßte ihm bei der Durchsicht eines so armseligen Inventariums tiefe Seufzer aus. Ohne alle Waffen, wie er es war, konnte er keinen auf ihn eindringenden feindlichen Angriff abwehren; daher schnitt er vor allen Dingen vom nächsten Busch eine derbe Keule, und mit derselben trat der Muthige, nachdem ihn ein Schluck aus der Flasche und einige Bissen des gefundenen Zwiebacks gestärkt hatten, seine ungewisse Wanderung durch das Gebüsch an. Allmälig ward dasselbe zum hohen dichten

Walde, der sich zu beiden Seiten immer mehr auszubreiten schien. Thalheim suchte vergebens irgend eine Anhöhe zu erreichen und es fing mit den Kräften zuletzt auch der Muth zu sinken an. Eine Spur von menschlichen Bewohnern war nirgends zu entdecken; desto furchtbarer kündigte sich ihm jetzt das Daseyn Anderer an. Das Gebrüll eines Löwen erschreckte ihn nämlich so sehr, daß er plötzlich mit neuer Kraft nach einer entgegengesetzten Richtung hin floh. Dort ward es bald lichter, und indem er die See wieder erblickte, wurde er gewahr, daß er über eine breite Landzunge gewandert sey, die ganz mit Wald bewachsen war. Die Nähe des Meeres bot ihm gegen den Anfall eines wilden Thieres doch wenigstens augenblicklichen Schutz, da er sich im Nothfalle durch Schwimmen und Untertauchen retten konnte.

Beim Hinabsteigen ans Gestade fesselte ein erfreulicher Gegenstand seine Aufmerksamkeit. Es war ein großes Faß, welches nur von einer übermäßig hohen Fluth so weit an das Land gerollt worden seyn konnte, daß es auch beim gestrigen Sturme ruhig und verschont auf dem trockenen Sande liegen geblieben war. Im Augenblicke dieses unverhofften Fundes hörte er abermals den Löwen, aber in so weiter Ferne, daß er sich vor der Hand ganz sicher glaubte und die Untersuchung des neuentdeckten Schatzes ruhig vornehmen durfte. „Ach, daß

die Vorsehung mir hier einige Lebensmittel bescherte; getrocknete Früchte, oder auch nur trinkbares Wasser!" seufzte der Hungrige und Durstende, indem er an die Arbeit ging.

Aber er fand es nicht so leicht, sich seiner Beute zu bemächtigen, als er anfangs geglaubt hatte. Die Tonne war fest mit eisernen Reifen verwahrt, und hatte vielleicht schon seit langer Zeit der Sonne und dem Regen getrotzt. Doch endlich sprang der Boden unter den kräftigen Schlägen seiner Keule, und — der Schatz kollerte dem Erstarrenden entgegen. Bücher, — lauter Bücher, deren eines aufgeschlagen auf dem Sande den Titel vorzeigte: „Sammlung der besten poetischen und prosaischen Schriften der schönen Geister in Deutschland." — Es war mit einem Worte, in lauter sauber broschirten Heften, die sogenannte „Karlsruher Sammlung" armer guter nachgedruckter deutscher Schriftsteller; — (fast zum Beweise, daß der Nachdruck in unserm Vaterlande sich eines ganz besonderen höheren Schutzes zu erfreuen habe.) Ohne Zweifel hatte irgend eine spekulative schöne Kaufmanns-Seele fernen Ansiedlern das Evangelium des deutschen Geistes auf eine wohlfeile Art in die Hände spielen wollen, und war hier zugleich mit seiner Waare verunglückt. Trostlos schaute unser getäuschter Freund einen Augenblick auf die unechten Geisterschatten hinab, mit welchen das Schicksal seines Elendes

nur zu spotten schien. Aber bald kehrten bessere Gedanken zurück; er packte den ganzen Bücherkram wieder ein, und seufzte gerührt: „Um Brod und Wasser flehte ich dich an, o guter Gott! und du giebst mir die Karlsruher Sammlung!! — Aber ich murre nicht; — denn das Wunder, durch welches ich mich hier mit meiner theuern Heimath auf's Innigste und Geistigste verbunden sehe, lehrt mich Armen erst recht deutlich einsehn, wie leicht es dir seyn wird, auch unter den Ungeheuern der Wüste mein kleines Leben zu erhalten, wenn es dir gefällt."

Für ein kindliches gottergebenes Gemüth liegt in dem frommen Vertrauen selbst außer der geistigen Erhebung zugleich eine körperliche Stärkung. Auch Thalheim fühlte sich ordentlich erquickt durch seine eignen Worte. Er wollte tiefer zum Meere hinab, um zu versuchen, ob das bittre Wasser nicht doch vielleicht genießbarer werde, wenn er einige geistige Tropfen aus seinem Fläschchen darunter mischte. Indem er, die bequemste Stelle aufsuchend, um eine Felsenecke herumtrat, da glänzte ihm auf einmal der Silberblick eines kristallhellen Quells entgegen, dessen sanftes Hinabgleiten in die Fluth er bis jetzt für ein Spiel des Meeres gehalten hatte. Indem sich der freudig gerührte Mensch zum Labetrunk niederbog und sich dabei an den Zweigen eines danebenstehenden Baumes festhielt, fiel etwas leise auf seine Schultern.

Betroffen blickte er empor und sah — einen Feigenbaum voll der herrlichsten Früchte, von welchen er im Niederbücken durch die Bewegung seiner Hand einige der reifsten auf sich herabgeschüttelt hatte. Er sank an der Quelle nieder und sprach ein Tischgebet, wie er wohl noch keins andächtiger und dankbarer gesprochen; darauf hielt er ein Mahl, wie es nur die Glücklichsten zu genießen vermögen. — Während desselben überlegte unser neuer Robinson, was er nun vor allen Dingen zur Sicherung seines Lebens zu beginnen habe. Für seinen Unterhalt war vorläufig gesorgt; denn der schöne Feigenbaum schien für mehrere Tage volle Nahrung darzureichen; und der höchsten Wahrscheinlichkeit nach war dieser Fruchtbaum nicht der einzige auf der ganzen Insel. Allein hier länger zu verweilen, wo nur die Baumstämme ihm einigen Schutz gegen die Thiere der Wildniß gewähren konnten, schien auf keine Weise rathsam zu seyn; so beschloß er denn rückwärts zu wandern, um jene Ufer, von welchen er heute Morgen ausgegangen war, wieder zu gewinnen, und irgend eine Höhle aufzusuchen, die ihm allnächtlich Sicherheit gewähren konnte, wenn er sie durch Zaun und Mauer befestigte, wie andere Robinsone vor ihm gethan; — denn schon oft war ihm der alte Krusö eingefallen, den er im Knabenalter mit unendlicher Lust gelesen hatte, — ach, ohne zu ahnen, wie hart einst die

erlebte Wirklichkeit jene reizenden Bilderspiele der jugendlichen Phantasie zerstören werde!

Damit der Rückweg weniger gefährlich werden möge, als die heutige Auswanderung, beschloß Thalheim, die Landzunge so zu umgehen, daß er dem Gestade so viel möglich nah bliebe. Auch deßhalb schien ihm dieß rathsamer, weil er in der Niederung eher Fruchtbäume anzutreffen hoffen durfte, als in dem höher liegenden Walde, worin ihm nur hohe wilde Baumarten vorgekommen waren.

An Leib und Seele erquickt, trat er diese Art von Heimreise an, und vergaß nicht, so viele Feigen mitzunehmen, als er tragen konnte; — eine Vorsicht, die ihm trefflich zu statten kam; denn er fand im Fortwandern die Ufer allmälig kahler und unfruchtbarer werdend; doch war sein Weg übrigens nicht beschwerlich. Schon erblickte er von ferne die wohlbekannten Felsen, und sein Uferpfad wendete sich wieder in gerader Richtung nach ihren Spitzen hin, als die Sonne ins Meer sank. Ob er gleich alle Kräfte anstrengte, um noch vor dem Anbruche der Nacht dorthin zu gelangen, so bemerkte er doch bald, daß es unmöglich sey. Er sah sich plötzlich von einem Flusse gehemmt. Die Ueberlegung, daß er auf seinem heutigen Wege doch nothwendiger Weise ebenfalls über diesen Fluß gekommen seyn müsse, legte ihm so lange ein unerklärbares Räthsel vor, bis er eine

Strecke an den Ufern aufwärts ging und entdeckte, daß der Strom langsam aus einer hohen dunkeln Grotte hervortrat. Der Wanderer hatte also wirklich über denselben hin seinen Herweg genommen; nur weiter oben, wo das Fluß-Bette vielleicht tief unter der Erde fortlief. — So gerieth er auf die Vermuthung, es möge sich wohl jenseits dieser Höhe ein weites Thal befinden und dort folglich der bewohnbarere Theil der Insel anzutreffen seyn. Die ansehnliche Breite und sanfte Strömung des Flusses ließ allerdings darauf schließen, daß kein enger schluchtartiger Grund dieses Wasser hervorsendete. Es schien fischreich zu seyn und an vielen Stellen zum Durchwaten seicht genug. Thalheim entschloß sich aber seinen Uebergang bis zum nächsten Morgen zu verschieben, da er diesseits alles fand, was er zum Uebernachten bedurfte, nämlich einen frischen Brunnen und einen breitästigen Baum, der eine ihm unbekannte Schalenfrucht trug. Die Nebenhöhlungen der Grotte, aus welcher der Fluß hervorkam, hätten ihm vielleicht ein bequemeres und kühleres Lager gewährt; nur schien es gefährlich, jetzt noch, wo schon jene Grottenräume verfinstert waren, eine Untersuchung derselben anzustellen. Er stieg also, nachdem er von seinem letzten Zwieback und einigen süßen Früchten neben der Quelle ein kleines aber köstliches Mahl gehalten, auf seine laubige Nachtherberge hinauf, wählte einen bequemen Sitz und befe-

stigte sich vermittelst seines Taschentuches so, daß er keinen Fall zu fürchten hatte. Es wollte ihm jedoch, trotz seiner großen Ermüdung, nicht gelingen, die Augen zu schließen; auch ward er noch einige Male heftig erschreckt. Sobald er nämlich seinen Sitz eingenommen, und nun für die Keule, die er zur Vorsicht emporgezogen, einen sicheren Platz suchte, sprang ein aufgescheuchter kleiner Affe, der vermuthlich ebenfalls hier oben schmausen und schlafen wollte, dicht neben ihm mit durchdringendem Geschrei vom Baume herab. Bald darauf vernahm er am Stamme ein Geräusch und glaubte eine leise Erschütterung zu fühlen. Im Hinabblicken erkannte er beim letzten Dämmerlichte des Abends einen Hirsch, der sich am Stamme rieb, und dann dem Wasser nahete, als derselbe vor einem neuen Geräusch plötzlich die Flucht ergriff. Thalheim beredete sich beim Anblick dieses schönen Thieres, daß es auf seiner Insel mit den gefürchteten reißenden Thieren doch wohl keine große Gefahr haben möge, indem bei deren zahlreicher Verbreitung wohl gewiß solch zarteres Wild nicht würde bestehen können. Nach des Hirsches eiliger Flucht vernahm der arme, stets im beginnenden Schlummer gestörte Baum-Insasse ein furchtbares Stampfen und Schnauben in seiner Nähe, und konnte mehrere Thiere von bedeutender Größe unterscheiden, die bald um den Stamm her weideten, bald mit wilden Sätzen umherras'ten. Als

sie sich im Flußbade wälzten, glaubte er beim Blinken des Wassers in diesen Thieren Büffelochsen zu erkennen. Schnaubend schossen sie wieder ans Ufer herauf, und indem Thalheim eine leise Bewegung machte, bemerkte er, daß sie in die Luft empor schnüffelten und unter dumpfem Gebrumme den Baum heftig mit ihren Hörnern erschütterten, dann aber schnell lautbrüllend fortrannten.

Furcht, oder augenblickliche Angst für sein Leben, empfand unser Robinson nicht. Sein Baum war stark genug, um selbst dem Angriff eines Elephanten widerstehn zu können; allein es war eine unbeschreibliche Wehmuth, die er jetzt fühlte, als rings um ihn her nur Bestien ras'ten, und am Strome hinab bis zum Meere sich ein so viellautiges Plätschern, Grunzen, Brüllen und so seltsame Thierstimmen hören ließen, wie er niemals in seinem Leben vernommen hatte. So einsam fühlte er sein Wesen, — so ganz geschieden und schrecklich weit von der theuern Mutter, — so unerbittlich hinweggenommen aus dem freundlichen Bezirk der ganzen Menschheit, daß seine Sehnsucht sich in häufigen Thränen auflös'te. Da ward es stille um ihn her; das silberne Doppelhorn des sanften Mondes stieg aus dem Meere; kein wilder Laut des Lebens regte sich mehr: — aber eine Nachtigall sang in milden Tönen aus der Gegend der Grotte zu ihm herüber, und unter ihren süßen Klagen entschlummerte er.

Es war schon heller Tag, als ihn ein Geräusch erweckte. Eine Heerde Antilopen trank aus dem Flusse. Ihr ruhiges Weiden gab ihm die Hoffnung, daß gegenwärtig an dieser Stelle nichts für ihn zu fürchten sey. Bei seiner ersten Bewegung zerstiebte das leichtfüßige Völkchen. Er stieg herab und erquickte sich selbst in der kristallklaren Fluth, um dann die neue Wanderung anzutreten.

Bis zu den Felsenwänden hatte er nicht weit mehr zu gehen. Er beschloß daher, sich ihnen auf einem Umweg zu nähern und vor allen Dingen zu untersuchen, was für eine Bewandniß es mit dem unterirdischen Strome haben möge. In die Grotte vermochte er nicht weit einzudringen, weil dort das Flußbette nach kurzer Strecke den ganzen Raum einnahm. Er stieg also über derselben die Höhe hinan, merkte sich die wahrscheinliche Richtung des Flusses, so genau es im dichten Walde möglich war, und nachdem er die Höhe erreicht, sah er sich bald am jenseitigen Abhang des Berges. Aber er blickte dort über schroffes zackiges Gestein in schwindelerregende Abgründe hinab; nur durch die Wipfel der, aus der Tiefe emporgewachsenen Bäume lachten ihn lichtgrüne Auen des Thales an. Dort mußte er hin! Dort mußte sich's entscheiden, ob die Insel von Menschen bewohnt sey, oder nicht; und wenn ihm auch das letztere leider schon allzuwahrscheinlich geworden, so sehnte er sich

doch wenigstens nach Gewißheit. Es gelang ihm zwar, die tiefen Schluchten zu umgehen, allein sein Weg war sehr beschwerlich und führte ihn so weit nach der rechten Seite in den Wald hinab, daß er endlich mit Schaudern in der nämlichen Gegend zu seyn glaubte, aus welcher her ihn gestern die Stimme des Löwen erschreckt hatte. Oft hörte er hier ein Wild, von ihm aufgescheucht, entfliehn, und bei jedem Geräusch mußte er gefaßt seyn zum Kampfe auf Leben und Tod. Doch er gelangte glücklich am Fuß der steilen Abhänge an, und fand dort die Fortsetzung der Entdeckungsreise durch einen neuen Gegenstand gehemmt, der ihn mit unbeschreiblichem Entzücken erfüllte. Es war eine Verzäunung, — oder vielmehr ein aus lebendigen Bäumen aufgeführter Wall, der sich unter den überhängenden Felsen hervorzog, und von da an durch die ebene Waldung fortlief. Derselbe bestand aus Akazien, welche so dicht an einander gepflanzt worden waren, daß Schaft und Krone der Stämme als fest ineinander verwachsen erschienen.

„O so finde ich euch denn endlich wieder, — rief er aus, während er begierig nach einem Eingang suchte, — ihr einzigen Wesen auf diesem Erdballe, welchen ein fühlendes Herz zum Erbtheile gegeben ward! — Ich weiß, ich fühle es, so wie ich dieses Werk eurer Hände überschritt, war auch mein Leben wieder in Sicherheit! Hier ist wieder menschlicher Friede heimisch; ich finde

meines Gleichen! — O, nehmt mich brüderlich auf! Laßt nicht mein verarmtes Leben den Ungeheuern der Wüste zur Beute werden!"

Doch umsonst war alles Suchen nach einer Oeffnung; jeden oft wiederholten lauten Ruf gab nur ein vielstimmiges Echo zurück. Wollte Thalheim ins Innere des kolossalen Zaunes gelangen, so blieb kein anderes Mittel, als denselben zu übersteigen. Es gelang nur nach der äußersten Anstrengung; denn als er die Baumwipfel erreicht hatte, mußte er lange mit dem Messer arbeiten, um nur so viel Raum zu gewinnen, als die Möglichkeit des Hinüberschwingens erforderte. Doch das Niedersteigen jenseits war dann weniger gefährlich und mühsam, als das Hinanklettern; denn auf dieser, gegen die Sonne liegenden Seite waren viele Bäume bis fast zum Boden hinab mit Aesten bewachsen, die statt einer Leiter dienten.

So stand denn unser Freund nach einigen Stunden, herzlich müde, aber sonst völlig unbeschädigt, im neu entdeckten Lande da, und dankte dem Himmel für seine Rettung aus der Gewalt der Löwen, Tieger und Büffel, die jetzt für ihn kaum mehr zu existiren schienen. Zwar zeigte sich seinen sehnenden Blicken, außer dem Zaune selbst, nirgends eine Spur von menschlichen Bewohnern; und seit funfzig Jahren (so alt schätzte er ungefähr die Pflanzung) konnte jenes Geschlecht, welches einst an diese

Küste geworfen ward, wohl wieder ausgestorben seyn: allein er fühlte hier doch nun einmal den festen Glauben an Lebenssicherheit, und trat daher mit inniger Lust in ein schönes Fruchtwäldchen ein, das freilich einen weit milderen Charakter trug, als der wilde Forst, aus dessen Schrecknissen er so eben herkam.

Bei seinem Austritt aus diesem Wäldchen lag das Ziel seiner heutigen Wanderung, ein schönes Thal von ansehnlicher Breite und Länge, vor ihm da, durchschlängelt von dem Flusse, der ihn zu dieser Entdeckungsreise veranlaßt hatte, und der sich nicht weit von seinem Standorte unter dem Berge verlor. Das Thal sah er fast allenthalben von hohen Felsenmassen umgeben, in seinem Innern aber von der Natur so anmuthig ausgestattet, und mit so mannigfaltigem Farbenreichthum der südlichen Himmelsstriche geschmückt, daß der Entzückte plötzlich in ein Paradies versetzt zu seyn glaubte. Auf den weidereichen Auen sah er hier und da eine Art wilder Ziegen grasen; die Gebüsche waren von prachtvoll befiederten Vögeln bevölkert, und die Obstbäume prangten mit den edelsten Blüthen und Früchten zugleich.

Thalheim durchwatete nun den kleinen Fluß und sah sich eben nach einem niedrigen Obstbaume um, der ihm die erste gastfreundliche Gabe darreichen sollte, als er in einiger Entfernung eine Gestalt von seltsamer Art, im

Schatten eines vollblühenden Granatbaumes liegend, bemerkte.

Zagend wußte er nicht, sollte er das namenlose Ding für ein Paar nebeneinander ruhende Ziegen, oder für irgend ein unbekanntes Thier der Wüste halten. — Jetzt, als er es gewagt hatte, behutsam näher hinan zu schleichen, überzeugte er sich mit Erstaunen, es sey ein schlummernder Mensch. Dem Anscheine nach ein achtzehnjähriger Jüngling von schöner herkulischer Gestalt, wiewohl sehr von der Sonne gebräunt. Ganz nackt lag er auf Ziegenfellen hingestreckt, neben ihm eine Keule, deren furchtbare Größe seltsam gegen das, im Schlummer lächelnde, Menschenantlitz abstach. Unerschreckt von dieser Waffe, trat Thalheim immer näher herzu; ja die unbeschreibliche Freude, hier in dieser nur von Thieren bewohnten Wildniß einen Menschen, — wenn auch einen Wilden, — gefunden zu haben, und die Sehnsucht ihn zu wecken, trieb ihn, sich an die Seite des Schlafenden niederzulegen, und in seinem Entzücken ihm einen Kuß auf die breite Brust zu drücken. Einige Früchte, die er von den Bäumen gepflückt, hielt er in Bereitschaft zur ersten Freundschaftsgabe beim Erwachen. Seine Ungeduld führte es endlich herbei, als er ihm die Wangen streichelte, um welche der zarte Flaum des Bartes sproßte. Wie nun der unbekannte Mensch die großen, blauen Augen aufschlug, nahm Thalheim sogleich eine

Feige in den Mund, und steckte die andere zwischen die Lippen des Erwachten. Der großäugige Wilde lächelte, das Geschenk zerkauend; dann aber, als die Besinnung des Erwachens ganz zurück gekehrt war, starrte er mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens die fremde Erscheinung an, und stieß aufspringend ein fast wieherndes Geschrei aus. Thalheim ging auf ihn zu, und jener that ungeberdig einige Sprünge, um zu entfliehen.

Das war freilich ein traurig tiefer Grad von Wildheit, vor welchem Thalheim erbebte, und der ihm auch leider nur allzudeutlich bewies, daß dieses arme Wesen, außer ihm, wohl das einzige menschliche auf der ganzen Insel seyn müsse, doch verzagte er noch nicht, ihn zum Freunde zu gewinnen. Er holte sein Fläschchen Arrak, das er bisher sorgsam geschont hatte, hervor, trank ein wenig, und reichte es Jenem hin, wie vorher die Feige. Zitternd kam er näher, sprang von neuem zurück, kehrte wieder — und endlich behielt die Neugierde doch die Oberhand. Er litt es, daß ihm Thalheim einige Tropfen in den Mund gießen durfte, und gab mit lautem Geschrei sein Wohlgefallen zu erkennen; und wieder streichelte ihm der Freund sanft die Wangen, und bemerkte mit Vergnügen, daß er dazu lächelte, und ihm dieselbe Liebkosung zu machen versuchte, wobei er sich sichtlich in Acht nahm, Thalheimen mit seinen scharfen krallenartigen Fingernägeln zu verwunden, indem er dessen sanftere

Hände aufmerksam betrachtete. Plötzlich schoß er wie ein Pfeil auf zwei in der Nähe weidende Ziegen los, packte eine davon, und trug sie in vollem Rennen zu Thalheimen hin, legte sie dort auf den Rücken, sich darneben, und nun fing er aus ihrem vollen Euter zu trinken an, welches das Thier, vermuthlich schon daran gewöhnt, geduldig litt. Thalheim legte sich neben ihn, und da Jener bei dieser Bewegung lächelnd aufsprang, so glaubte der Freund, ihn verstanden zu haben, und trank die süße Nahrung mit großem Appetit, während der Wilde schon mit frohem Geschrei eine andere Ziege herbei trug. Aber Thalheim hatte die fette Milch so ungemein labend und köstlich gefunden, daß er weder Hunger noch Durst mehr fühlte, und daher allerlei Zeichen der Verneinung machte, worauf Jener endlich die beiden Thiere laufen ließ, und nun eine gewisse verlangende Miene annahm, welche seinen Gast an das Arrakfläschchen erinnerte. Mit Freuden zog er dasselbe nochmals hervor, gab ihm aber, wie vorhin, nur wenige Tropfen, um der einfachen Natur nicht zu schaden. Er lachte wieder laut auf, und Thalheim bemerkte, daß dieses Lachen vollkommen menschlich und wohlklingend, alle Töne der Furcht und des Erstaunens aber fast ganz thierisch waren. Er benutzte übrigens diese neue Annäherung wieder so viel möglich, um den Friedensbund immer fester zu knüpfen; er liebkos'te den wilden Jüngling und schloß ihn endlich sanft

in die Arme. Auch das erwiederte er, und Thalheim fühlte in diesem seligen Augenblicke nicht den kleinen Schmerz, welchen die barbarischen Klauen seiner Schulter verursachten, sondern er fühlte nur die sanften Schläge der brüderlichen Brust an der seinigen.

Da der Wilde großes Gefallen an seinem Hute zu finden schien, so setzte er ihm denselben auf. Er sprang sogleich zum Flusse, besah sich dort, und kehrte lachend zurück um in dem neuen Putz mit dem neuen Bruder, — dessen gleiche Gattung seinem Verstande nunmehr einzuleuchten schien, — unter allerlei possirlichen Sprüngen zu spielen. Aber plötzlich blickte er starr nach einem nahen Baume hin, warf den Hut von sich, ergriff seine Keule und eilte fort. In diesem Augenblick sah Thalheim zwei Affen aus den Zweigen jenes Baumes herabspringen, welche der Wilde mit Wuth verfolgte. Er erhaschte bald den Einen, und schmetterte den Dieb seiner Früchte mit leichtgeschwungenem Kolben zu Boden; der Andre rettete sich schreiend in die hohe Verzäunung. Doch sein Verfolger kletterte ihm mit der Gewandtheit und Schnelligkeit einer Katze nach, und erreichte ihn glücklich im Gewirre der obersten Wipfel, um auch diesen Räuber todt herabzustürzen. In wenigen Minuten stand er wieder vor dem Gaste, und dieser konnte sich in der lebhaften Bewunderung des kraftvollen, leichtfüßigen Jägers nicht enthalten, ihm zur Belohnung noch ein

Schlückchen aus der Flasche zu reichen. Sie legten sich, nun schon an einander gewöhnt, wieder in den Schatten des Granatbaumes nieder. Hier entkleidete sich Thalheim, theils weil er sich nach einem erquickenden Flußbade sehnte, theils um seinem Wirthe auch den letzten Zweifel zu benehmen, daß er mit ihm von einerlei Gattung sey. Des Wilden Erstaunen über die weiße glänzende Haut und die zarte Form der jugendlichen Glieder, die man mit Recht schön nennen konnte, gab sich durch einen gewissen rührenden Ausdruck seines Blickes und seiner Bewegungen kund. Thalheim eilte in die kühlen Fluthen und der Gesellschafter blieb ihm immer zur Seite. Beim Ankleiden zog er dem Nackten seinen Rock an. Er wollte damit nicht nur seinen freundlichen Wirth beschenken, sondern er that es auch, um ihn bei Zeiten ein wenig menschlicher, sich selbst aber allmälig rauher zu gewöhnen, da ihm Beides gleich nöthig zu seyn schien. Dann zog er sein Messer und die Brieftasche hervor, — Gegenstände, deren Anblick dem wilden Jüngling ein neues Erstaunen erregte. Thalheim zeigte ihm alles vor; machte ihm am nächsten Zweige aufmerksam auf den wichtigen Gebrauch des Messers, worüber dieser vor Freuden hüpfte, nahm dann eine Nadel und Zwirn heraus, welche mit zu dem Inhalt der Brieftasche gehörten, und heftete einige von den Fellen, die dem Wilden zur Lagerstätte gedient hatten, zu einer Art von Mantel zu-

sammen, den er über die Schultern hing. Er wollte dadurch dem Freunde zu verstehen geben, daß er des Rokkes nicht weiter bedürfe, sondern im Stande sey, sich selbst einen neuen zu machen.

Ein Regenschauer zog jetzt über ihnen hin, und Thalheim wandte sich, die Tropfen auf seiner Hand vorzeigend und nach den Wolken deutend, mit fragender Miene an den Wilden. Alles Fragen und Antworten war freilich noch mit großen Schwierigkeiten verbunden, und nur über die Bejahungs- und Verneinungszeichen schienen sie Beide ziemlich einig zu seyn. Der Insulaner hatte zwar, besonders seit ihn der geschenkte Rock zutraulicher gemacht, in allerlei seltsamen Tönen geplaudert, aber sein Gast konnte darin höchstens eine Art von Melodie zu seinen wohlwollenden Mienen entdecken. Demungeachtet fuhr Thalheim fort, recht laut und deutlich mit ihm zu sprechen, weil er glaubte, nur während des Sprechens eines hinlänglich bezeichnenden Mienenspieles mächtig zu seyn. Da er nun jetzt, als die trüben Wolken ihre schweren Tropfen herabfallen ließen, zu erforschen suchte, ob der wilde Mensch kein anderes Obdach besitze, als den Baum, bemerkte er, unter vielen Lauten, die sich fast alle auf A endigten, oft ganz deutlich das Wort M a m a, wobei der Wilde jedesmal mit den Armen nach ihm griff. Das erregte seine volle Aufmerksamkeit, und sobald er ein Bejahungszeichen zur Ant-

wort gab, rannte Jener so schnell davon, daß Thalheim unmöglich folgen konnte, und ihn durch öfteres Rufen in seinem Laufe hemmen mußte.

So kamen sie bald zu einer mit blühendem Gesträuch bewachsenen Felswand. Hier öffnete sich eine geräumige Höhle, und am Eingange waren einige Ziegen- und Antilopenhäute an den Zweigen aufgehängt. Auch im Innern sah er solcher Häute viele herumliegen. Der Bewohner legte sich auf den Boden, und bedeckte sich mit seinen Fellen; welches Thalheim nicht anders deuten konnte, als daß hier sein Nachtlager sey. Denn er sprang sogleich wieder auf, als Jener die aufgeschütteten Vorräthe von Früchten, die zum Theil verdorben waren, betrachtete, und gab dem Gaste die schönsten auf eine gar zu handgreifliche Weise zum Geschenk, indem er sie ihm in den Mund zu stopfen suchte. Eine Freundschaftsbezeigung, welche wahrscheinlich Thalheim selbst durch die Art seiner ersten Gabe veranlaßt hatte. Dann winkte der Höhlenbewohner nach einem dunkleren Winkel hin, und wiederholte mit einer kläglichen Stimme das Wort „Mama.“ Thalheim folgte ihm zur Stelle, und schauderte zurück; — denn er entdeckte dort Menschenknochen, mit jenen scheuslichen Resten von Moder bedeckt, welche ehmals der Gefräßigkeit der Würmer zu schnell vertrocknet waren. — Jetzt lag unserm Freunde mit einem Male die ganze Geschichte des armen Wesens aufgedeckt

vor Augen, das mit trübseligen, herzrührenden Mienen neben ihm stand. Ohne Zweifel hatte er als kleiner Knabe einige Jahre mit der Mutter auf dieser Insel gelebt. Sie war ihm gestorben. Der eingepflanzte Trieb der Selbsterhaltung und die kräftige Natur des Knaben, wahrscheinlich auch die schon früher gezähmten Ziegen, die innerhalb der Verzäunung weideten, hatten ihn vor dem Untergang geschützt; aber er war allmählig verwildert. Den Leichnam hatte das unglückliche Kind aus natürlicher Liebe nicht verlassen. Für Thalheim war der Gedanke, daß das arme Geschöpf während der ersten Jahre seines verwais'ten Lebens in dieser verpesteten Luft geathmet habe, schauderhaft. Die ganze Scene hatte ihn unaussprechlich ergriffen, so daß er seine Thränen nicht mehr stillen konnte. Der dabei stehende Wilde behielt zwar trockne Augen, aber die Brust hob sich mächtig, und seltsame schauerliche Töne des Schmerzes drängten sich von Zeit zu Zeit daraus hervor.

„Ach Gott! rief Thalheim laut: wärst du zur Menschlichkeit erwacht, du armer lieber Freund, wie würden dir jetzt meine Thränen so wohl thun!" Thalheim dachte an seine eigne geliebte Mutter, die ihn ohne Zweifel als verloren beweinte, und das erhöhte noch seine schmerzliche Rührung. Den Wilden schien diese Erweichung ganz sanft und still gemacht zu haben. Er holte einige von seinen gesammelten Früchten herbei, und

legte sie vor das Todtengerippe hin; dann sah er Thalheim trübselig an, um anzudeuten: die Mutter könne nichts mehr essen. — Der Mensch hatte in diesen Augenblicken unbeschreiblich tiefer Rührung unbedingte Gewalt über den Wilden gewonnen. Er war sein Herr geworden. Darum folgte dieser ihm auch willig, als er ihn zur Höhle hinaus winkte. Dort scharrte Thalheim mit einem Pfahle, den sein Messer zum Spatel geformt hatte, eine Höhlung in das lockere Erdreich; pflückte dann von den Büschen umher die duftenden Blüthen ab, streute sie ins Grab, und befahl dem Wilden, das Skelett herauszutragen. Dieser schien ungern zu gehorchen, aber er mußte wohl. Die mürben Knochen lagen nun in ihrer Ruhestätte. Thalheim kniete nieder, und sprach ein Gebet, wie er vielleicht vormals noch keines auf der Kanzel gesprochen, und scharrte dann die Erde über die Gebeine hin. Der Wilde blieb beim Grabe sitzen, ohne ein Auge vom Freunde zu verwenden.

Thalheim ging hierauf zur Höhle zurück, sonderte dort das gute Obst von dem verdorbenen aus, bewahrte jenes in einer kleinen Seitengrotte auf, und schnitt sich dann einige Dornbüsche ab, womit er die Höhle von Grund aus fegte und säuberte. Dann bereitete er von den daliegenden Fellen zwei Lagerstätten, — seine eigne in jenem Winkel, wo die „Mama" gelegen hatte; und die für ihren armen Sohn, an der gegenüber liegenden Wand.

Im Eifer über diesen Arbeiten hatte Thalheim seinen wilden Freund ganz außer Acht gelassen. Er fand ihn noch neben dem Grabe liegen, führte ihn nun in seine Wohnung, und zeigte ihm die jetzt besser aufbewahrten Früchte und die ganze neue Einrichtung, wobei Jener still vor sich hinlächelte.

Da der Abend schon zu dunkeln begann, so warfen sich beide Schlafgesellen auf das weiche Lager hin, und sobald der Anfangs unruhige Wilde still geworden, schlummerte auch Thalheim ein. Aber nach einigen Stunden weckte ihn das immer lauter werdende Murmeln seines Nachbars, und als er sich emporrichtete, sah er ihn die Höhle verlassen. Er folgte ihm leise, und erblickte ihn bei dem hellen Mondenschein am Grabe ausgestreckt. Die lange Gewohnheit, neben der Mutter zu ruhn, hatte ihn hinausgetrieben. Thalheim nahte ihm, sprechend: „Fürchtest du etwa, ich wolle dich aus deiner Höhle vertreiben, du gutes Wesen? — O könntest du es doch fühlen, wie gut es der Bruder mit dir meint!“

Der Wilde war aufgesprungen, und seine Geberden deuteten an, daß er die „Mama“ wieder ausgraben und in die Höhle zurückbringen wolle. Thalheim verneinte dies lebhaft, und brachte ihn allmälig davon ab. „Blicke nicht immer auf dieses Grab nieder, — sprach er mit einem Ausdruck, als ob Jener ihn verstände: — Sie ist nicht hier, die du suchst! Dort oben ist sie über den

Sternen; — nur dort wirst du sie einst wiederfinden! (Hier drückte er ihn sanft an seine Brust.) O komm' und schlafe ruhig, du lieber, unglücklicher Mensch! — Du schläfst ja neben einem Bruder, der auch nicht glücklich ist!" — Und, als faßte er den Sinn der Worte, folgte der Wilde ruhig zur Schlafstelle zurück. Hier suchte Thalheim ihm anzudeuten, daß er selbst jetzt die Stelle seiner Mutter vertrete. — Es war eine rührende Verständigung zwischen zwei guten Menschen. Sie endigte damit, daß Beide sich abermals niederlegten, um sehr ruhig bis zum hellen Morgen fortzuschlafen.

Thalheim beschloß nun, seinem Wilden den Namen Heinrich Kraft zu geben, wobei er sich eines unvergeßlichen Jugendfreundes erinnerte. Gleich am nächsten Morgen machte er sich's zum Geschäft, ihn diesen Namen sowohl, als den Namen Friedrich Thalheim, aussprechen zu lehren. Das fand nun freilich große Schwierigkeiten; doch schienen sie überwindlich, da sich die Sprachorgane des Natursohnes schon Anfangs geschmeidig zeigten, und also bloß Geduld erforderlich war, das alte Kind deutsch reden zu lehren. Er hatte bisher nur drei sprachähnliche Worte von ihm gehört: „Mama, Wella, und Boscha." Das Wella entfuhr ihm zuweilen, wenn er bejahen wollte; und Boscha, wenn er nach dem Walde hinwies. Dies brachte Thalheim auf die Vermuthung, seine Sprache möge wohl holländischen

Ursprungs, und also sein Freund im Grunde deutscher Abkunft seyn. Zunächst mußte ihn ihre gemeinschaftliche Sicherheit beschäftigen. Die Höhle schien zwar ein leidlicher Aufenthalt, aber inwiefern man darin, und innerhalb der Verzäunung, sicher vor wilden Thieren sey, das wußte er selbst noch so wenig gewiß, als es sein sprachloser Freund ihm zu sagen vermochte; und es bedurfte dieser offenbar auch weniger Sicherheit, als er selbst, indem sein Heinrich, — denn so nannte er ihn von nun an, — unstreitig der Stärkere war, und sich im höchsten Nothfalle mit schnelleren Sprüngen auf die Bäume retten konnte. Vor allen Dingen wollte er, so lange als sein Messer ausreichte, Waffen für sich und den Gefährten bereiten, und aus den Weidenschößlingen am Flusse eine Gitterthüre verfertigen, um Abends den Eingang der Höhle verschließen zu können. Dann erst wollte er von diesem sichern Punkte aus die noch unbekannten Gegenden der Insel bereisen. Bis dahin hoffte er auch seinen Freund, wenigstens in der Zeichensprache so weit zu bringen, daß er sich ihm vollkommen verständlich machen könnte. — Noch mit diesem Plane beschäftigt, mußte er in die Höhle flüchten. Heftige Gewitter mit starkem Regen folgten sich unablässig. — Aus langer Weile fiel ihm ein, daß er vor einigen Tagen dürre Tabaksstauden in der Nähe bemerkt hatte, und daß sich unter seinen wenigen geretteten Habseligkeiten eine Ta-

bakspfeife befand. Er zog sie, — wie er wohl sonst zuweilen in müßigen Stunden gethan, — hervor. Sein Feuerzeug, långst ausgetrocknet, befand sich wieder im besten Stand. Aber indem die Funken die dunkle Höhle erleuchteten, stürzte der Wilde mit Geschrei hinaus, und war kaum wieder zu begütigen. Thalheim erstaunte über die gewaltige Wirkung, welche der Anblick des Feuers auf diesen Natursohn machte, fand sie aber dann doch natürlich, und trat mit der schon brennenden Pfeife vor den Furchtsamen hin. Dieser schrie laut auf, als er jetzt die Rauchwolken hervorwirbeln sah, und es dauerte eine gute Weile, eh' er sich bewegen ließ, das Feuerzeug in die Hand zu nehmen, und nach vielfachen vorgemachten Proben, selbst zu versuchen. Eine Aeußerung des Wilden war dabei dem Lehrer befremdend. Er schien nämlich, so oft die Funken aufsprühten, vom heftigsten Schrecken ergriffen, wobei er auf seinen Arm deutete. Als Thalheim die bezeichnete Stelle näher betrachtete, entdeckte er eine Narbe in der Haut, und konnte nicht anders vermuthen, als daß der Jüngling irgend einmal durch ein Schießgewehr verwundet worden seyn müsse. Auf Thalheims eifrige Zeichenfragen, winkte Heinrich nach dem Felsen hin, und jener folgte ihm trotz dem stürzenden Regen nach. Er bemerkte im Fortgehen, daß die Schritte des Wilden immer langsamer und ängstlicher wurden. — An einer steilen Wand bezeichnete er jetzt eine Stelle,

wo er in die Tiefe hinab deutete und öfters das Wort „Mama" wiederholte, so daß Thalheim vermuthete, sie müsse hier wohl ihren Tod gefunden, und ihr Leichnam erst später vom Sohne in die Höhle gebracht worden seyn. — Er ließ sich weiter führen. Plötzlich, als sie sich um eine Ecke der Felswand drehten, sah er mit dem höchsten Erstaunen gerade vor sich ein Haus stehen. Ein schönes, regelmäßig aufgemauertes, nach europäischer Art mit Fenstern versehnes Wohnhaus; aber nur die äußere Wand war sichtbar. Sie schien die Oeffnung einer großen Felsenhöhle zu verschließen, in deren innerem Raume sich die Wohnzimmer befanden. Die Thüre stand offen.

Je freudiger Thalheim aufschrie, desto ängstlicher bemühte sich Heinrich, ihn zurückzuhalten. Aber unbesorgt vor jeder Gefahr, bedeutete er den Furchtsamen, hier seine Zurückkunft zu erwarten, und schritt muthig durch die Pforte ins Innere des Gebäudes. Er trat in eine geräumige Vorhalle, deren Tiefe sich im Dunkel verlor. Links erblickte er eine verschlossene, Rechts aber eine offene Thüre. Durch diese eintretend, sah er sich in einer Gewehrkammer, welche mit Waffen aller Art, auch mit Pulvervorräthen und anderm Schießbedarf reichlich versehen war. Hier fiel ihm denn auch sogleich der Gegenstand in die Augen, der seinem Heinrich eine so unüberwindliche Furcht eingejagt hatte. Es war eine am

Boden liegende, abgeschossene Pistole. Wahrscheinlich hatte Heinrich schon in seinem verwilderten Zustande dieses Haus entdeckt und sich mit jenem Schießgewehre am Arm verwundet, um dann den Schreckensort auf immer zu meiden.

Thalheim suchte ihn auf der Stelle mit der gefährlichen Waffe einigermaßen zu versöhnen. Er lockte ihn hinein, und zeigte ihm vorsichtig den Gebrauch des Gewehres, indem er Anfangs nur wenige Pulverkörner losbrannte, und nach und nach die Ladung verstärkte. Dann schoß er eine Kugel auf den nahen Baum, und suchte ihn dadurch begreiflich zu machen, wie es mit der Verwundung seines Armes zugegangen sey. Wenn Heinrich auch noch nicht zu bereden war, das Schießgewehr in die Hand zu nehmen, geschweige denn loszudrücken, so folgte er doch wenigstens seinem Führer willig in das Innere des Hauses.

Thalheim fand mehrere, der Reihe nach auf einander folgende, Zimmer, und in deren Mitte einen schönen Saal. Ein langer Gang lief an den Thüren der Zimmer hin, und auf der andern Seite öffneten sich große Gewölbe, die sich ins Innere der Felswand zu erstrecken schienen. Aus jenem Gange kamen sie durch eine Wendeltreppe zum oberen Raum. Aus den Fensteröffnungen desselben blickte man über niedrige Felsenklippen hinaus in das unermeßliche Meer.

Beim Eintritt in diesen oberen Raum fanden sie zahlreiche Gesellschaft, — freilich nur von Tauben, die durch die zerbrochenen Fenster Eingang gefunden, und überall genistet hatten. Sie waren so wenig scheu, daß sie nicht aus ihrer Wohnung vertrieben werden konnten; auch war dem Entdecker dieser zahlreichen Kolonie wenig an ihrer Vertilgung gelegen, da er sogleich den Nutzen, den sie ihm gewähren konnten, zu schätzen verstand.

Von diesen Gemächern aus führte eine Felsentreppe noch höher aufwärts auf eine Platforme, — und welch ein Anblick öffnete sich dort dem entzückten Thalheim! — Hier, wo man den größten Theil der Insel übersah, und in die blaue unendliche Fläche des Weltmeeres hinausschaute, — auf dieser prachtvollen Höhe war ein Garten angelegt, mit Fruchtbäumen, Weinlauben, Gemüß- und Blumenarten aus der europäischen Heimath geschmückt. Wie romantisch und üppig rankte sich überall die Blüthe mit der Frucht zusammen! Aber wie traurig schön mußte jetzt all' diese Herrlichkeit einem fühlenden Menschen erscheinen, in ihrem, gewiß schon seit mehr als Einem Jahrzehend eingetretenen Verfall!

Sie stiegen hierauf vermittelst eingehauener Stufen bis zum Strande abwärts, und hier glaubte Thalheim die schreckliche Stelle zu erkennen, wo das Schiff seines Räuberhauptmanns den Untergang gefunden hatte. Uebrigens enthielt dieser von Wellen umspülte Platz nichts

Merkwürdiges, außer dem Eingang in eine Höhle, die sich nach der Gegend des Hauses hinzuziehen schien. Thalheim wollte sie ein andermal näher untersuchen, und kehrte jetzt auf dem vorigen Wege zurück. Ganz versunken in das Andenken an sein geliebtes Vaterland, fühlte er jetzt, jemehr er in den Gemächern des Hauses den reichen Segen kennen lernte, den Gott bescheert hatte, zunächst eine unüberwindliche Lust, heute einmal auf europäische Art zu essen. Er zündete vor allen Dingen Licht an, und öffnete dann das Küchengewölbe, in dessen Mitte er an einem Pfeiler eine große Schiffslampe hängen sah. Aus der Größe des daneben stehenden Oelgefäßes schloß er, daß diese Lampe ehmals wohl Tag und Nacht hindurch geleuchtet haben möge, — und das sollte sie nun aufs Neue, da es ihr, so lange die beiden Bewohner der Insel auf die Thiere derselben Jagd machten, wohl nicht an Nahrung gebrechen konnte.

Sobald das Licht der vielfachen Röhren dem Gewölbe seine Beleuchtung gab, erhob Heinrich ein Freudengeschrei über den Glanz der vielen metallenen Gefäße, die an allen Wänden sichtbar wurden. Es fand sich hier alles in der besten, reinlichsten Ordnung. Ein Wasserstrahl rieselte aus dem Felsen in ein Becken herab; selbst an Holzvorrath fehlte es nicht, so daß Thalheim gleich das Feuer auf dem Herde anschüren, Wasser beisetzen, und einige junge Tauben aus dem Gipfel des

Felsenhauses zur kräftigen Suppe zurichten konnte. Die Tafel wurde im Saale zubereitet, wo sich das Tischgeräthe aufbewahrt fand. Nach dem Essen mußte Heinrich eine Ziege herbeiholen; Thalheim lehrte ihn, sie zu melken; nun wurde Kaffee gekocht und trefflicher Knaster dazu geraucht. Mehr als Alles behagte dem Wilden der Kaffee; denn das Essen in Thalheims Manier wollte ihm weder gelingen, noch gefallen.

So hatten denn die beiden Insulaner vom verlassenen Hause förmlich Besitz genommen, und Thalheim wollte jetzt vor allen Dingen ihre sämmtlichen Habseligkeiten untersuchen und ordnen. Damit brachten sie länger als zwei Wochen zu; die Arbeit war aber um so angenehmer, da sie jetzt mitten im Winter lebten, welcher unter diesem glückseligen Himmelsstriche nur in einer kurzen Regen- und Gewitterzeit bestand. Thalheim überzeugte sich allmählig, daß es ein nach der afrikanischen Küste bestimmtes Kolonisten-Schiff gewesen seyn müsse, welches hierher verschlagen worden. Seine Bewohner hatten vermuthlich bei der Unbrauchbarkeit des gestrandeten Fahrzeuges aus Noth, vielleicht auch, weil ihnen das gesegnete Eiland gefiel, sich hier anzusiedeln entschlossen, und so diese großen, schönen Anlagen begonnen. Welcher Zufall aber ihre gänzliche Vertilgung, bis auf ein einziges unglückliches Kind, herbeigeführt haben möge, ob bösartige Krankheiten, oder der Kampf mit

wilden Thieren, oder ein feindlicher Ueberfall wilder Völkerstämme von einer andern Insel her, — das blieb noch zur Zeit ein unauflösliches Räthsel. Die hier aufbewahrten Vorräthe, großentheils gut erhalten, waren so mannigfaltig und schienen so genau für die Bedürfnisse einer neuen Ansiedelung berechnet, daß man viele derselben auf einem gewöhnlichen Kauffahrteischiff nicht gefunden haben würde.

Alle Zimmer des Hauses waren durch dickes Mauerwerk abgetheilt, die Höhe derselben bedeutend, doch nicht bei allen gleich, da die Decke des Ganzen aus der natürlichen Wölbung der Felsenhöhle bestand. Wände und Fußböden waren überall mit schön gewürkten, zum Theil kostbaren Teppichen überkleidet. Die Geräthschaften der Zimmer ließen in Rücksicht der Zierlichkeit manches zu wünschen übrig. Desto schöner waren die aufgelegten Polster und Matratzen, wovon sich auch im oberen Raume noch ein besonderer Vorrath für mehr als zwanzig Betten fand. Die Schmiede- und Schlosserwerkstätte war im Küchengewölbe angelegt; die übrigen Arbeitsplätze fanden sich auf einem, seitwärts vom Hause gelegenen Raum, wohin der Wilde noch nie gekommen war, und wo, außer einigen kleinen Kanonen, auch ein ziemlich brauchbarer Räderkarren entdeckt wurde. Thalheim suchte am eifrigsten nach Literalien; aber alles Papier war zerschrotet bis auf einen unbeschriebenen Vorrath,

der sich in einem blechernen Kasten nebst andern Schreibmaterialien besser verwahrt fand. Auf dem umherliegenden, von Mäusen oder Insekten zerfressenen, waren unzusammenhängende holländische Worte kaum noch lesbar. Von dem ebenfalls zerstörten kleinen Büchervorrath fand sich zu Thalheims großer Freude eine Bibel, durch den starken Einband mit silbernen Schlössern geschützt, vollkommen gut erhalten.

An Wäsche und Kleidungsstücken aller Art war großer Ueberfluß vorhanden. Mehrere Militär-Uniformen zeigten den Stand ihrer ehemaligen Besitzer an; aber die größere Menge von Frauenkleidern, nebst den dazu bestimmten linnenen und seidenen Stoffen gab zu erkennen, daß der weibliche Theil die Mehrzahl der Gesellschaft ausgemacht haben müsse. Von den Lebensmitteln hatte sich besonders in den oberen trocknen Räumen vieles zur Verwunderung gut erhalten, und an Zucker, Kaffee, Chokolade, Thee, Oel, Salz und Tabak gab es unverwüstliche Vorräthe. Große Ballen, welche indische Gewürze zu verschließen schienen, blieben vorläufig noch uneröffnet. Im Kellergewölbe, das mit Fässern und Flaschen wohl versehen war, überraschte Thalheimen der glückliche Fund eines Fasses voll des edelsten Weines, worüber er in der ersten Freude seinen Freund, den er als den eigentlichen Besitzer aller dieser Schätze betrach-

tete, die er nur jetzt einstweilen unter vormundschaftliche Verwaltung nahm, — fest in die Arme schloß.

Die ganze Wohnung war nunmehr untersucht und in Ordnung gebracht, auch von allem Moder aufs Beste gereiniget. Die Tauben flogen jetzt aus einem Breterverschlage durch ordentliche Fluglöcher ein und aus, und die Ziegen, etwa funfzig an der Zahl, wurden Abends in eine Höhle eingetrieben, um die nöthige Milch zu liefern. Alle verdorbene Lebensmittel hatten die neuen Bewohner durch einen entdeckten unterirdischen Gang nach dem Gestade gebracht und in die See versenkt. Da sich dort bald eine große Menge von Fischen versammelte, so bestimmten sie diesen Platz zu einer beständigen Fütterung, und selten hoben sie des Morgens ihre Nachtschnüre, ohne einen reichen Fang zu thun. An Nahrungsmitteln und Kleidung konnte es ihnen also nun gar nicht mehr mangeln.

Sie wohnten auch äußerst gesund; denn nachdem sie alle Räume gründlich gesäubert und gelüftet hatten, war nirgends mehr ein moderhafter Geruch, wie Anfangs zu spüren, sondern vielmehr ein leiser angenehmer Duft von Gewürzen, wie man ihn in der Nähe indischer Waarenhäuser bemerkt.

In kurzer Zeit war Heinrich, den wir schon nicht mehr den Wilden nennen dürfen, ein ganz andrer Mensch geworden. Jene thierischen Waffen, die er nun

entbehren konnte, die Nägel an Händen und Füßen, waren jetzt säuberlich beschnitten; er trug die glänzend schwarzen Haare kurz eingestutzt, feine Wäsche über der weißer werdenden Haut, kleine Jagdstiefeln an den Füßen; den männlich schönen Körper in eine prächtige Uniform gehüllt und, wenn er sich recht herausputzen wollte, einen Federhut auf dem Kopfe, so daß er dann einem jungen Kriegsgotte glich. Er wusch sich regelmäßig, putzte seine glänzendweißen Zähne, hatte den Bart zierlich zu stutzen gelernt und besah sich überaus gern im Spiegel; — kurz, er übte schon so viele menschliche Klugheiten und Thorheiten aus, daß seinem Erzieher bei dieser überhand nehmenden europäischen Kultur oft ganz bange ward. Am meisten freute ihn dabei Heinrichs entschiedene Neigung zur höchsten Reinlichkeit. Es fehlte ihm aber auch nicht an nützlichen Künsten, denn er konnte schon waschen, kochen, braten, nähen, schießen, angeln; dabei lernte er täglich eine Menge neuer Wörter zur immer besseren Verständigung und seine ganze innere Welt fing an, sich mächtig aufzuthun. Ihre tägliche Lebensweise war wohlgeregelt und vielbeschäftigt. Am frühsten Morgen ward mehrere Stunden lang Schule gehalten; Anfangs bloß mündlich, in der Folge aber auch schriftlich. Ihr einziges Buch, die holländische Bibel, war vorläufig für den deutschen Sprachunterricht wenig zu benutzen; aber mit frohem Dankgefühl gegen die

Vorsehung erinnerte er sich seines geborgenen Bücherschatzes, und beschloß die Kiste, sobald sie ihre ersten Streifereien außerhalb der Verzäunung vornehmen würden, sogleich in das Wohnhaus zu schaffen. Uebrigens bemerkte er bei seinem Unterrichte, daß Heinrich zwar keine ausgezeichnet schnelle Fassungskraft besaß, aber dagegen alles Gefaßte auf immer festhielt. Nach der Beendigung der Schule gings zum Frühstück; dann zu den häuslichen Geschäften. Die Küche wurde Anfangs immer gemeinschaftlich besorgt, bis der Lehrling endlich den Meister übertraf, worauf der Küchendienst zu wechseln begann. An Fleisch fehlte es ihnen hauptsächlich noch, da sie Tauben und Ziegen, als das einzige zahme Vieh, schonen wollten, und noch immer durch die Regenzeit abgehalten wurden, auf die Jagd zu gehen. Sobald die große Uhr des Saales, welche Thalheim in trefflichen Gang gesetzt hatte, die Mittagsstunde schlug, kamen sie dort zum Essen zusammen. Nach Tische setzten sie Arbeit und Unterricht wechselweise, und oft vereinigt, fort, bis der Abend den Müden zur süßen niegestörten Ruhe winkte.

Nach Vollendung der neuen Einrichtung ihres Hauswesens machten sie sich eines Morgens auf den Weg, um das verzäunte Revier vorerst zu umgehen. Das

Wetter begann sich wieder aufzuheitern, und die Strichregen strömten nur noch zuweilen in weniger anhaltenden Güssen.

Der ganze Platz, um welchen die Verzäunung in Form eines Halbzirkels von einer steilen Felsenwand bis zur andern hinlief, konnte wohl eine Stunde Umfang haben. An einigen Orten, wo die Kartoffelpflanze häufiger stand, war auf einen ehemaligen Anbau derselben zu schließen; übrigens mußte es wohl den vormaligen Einwohnern mehr um Milch und Baumfrüchte zu thun gewesen seyn, da sich vom Getreidebau nicht die geringste Spur erhalten hatte.

Die beiden Gefährten umwanderten, — nachdem sie durch ein hohes Gitterthor geschritten, dessen eingerostete Riegel Thalheim nur mit Mühe zurückschieben konnte, — die ganze Verzäunung, und fanden sie überall so dicht und unbeschädigt, daß über die Sicherheit vor wilden Thieren nunmehr nicht der mindeste Zweifel zurückblieb. Dann durchkreuzten sie das Innere ihrer paradiesischen Besitzung nach verschiedenen Richtungen. Die Wiesen trugen noch Blumen und färbten sich jetzt wieder mit jungaufsprossendem Grün. An den Bäumen, welche ebenfalls schon in neuen Trieben ausschlugen, gab es noch vom Herbste her Feigen und süße Pomeranzen, wenngleich die Affen das Meiste gestohlen hatten. Die beiden Eigenthümer, welche ein größeres Recht darauf zu be-

sitzen meinten, beschlossen sogleich ihre Obstkammer mit der eingesammelten Nacherndte zu versehen, da ihnen gegenwärtig keine Zeit zur Verfolgung der Diebe übrig blieb.

Im Weitergehen stießen sie auf eine Antilope, die der Niederlage nicht entgehen konnte. Heinrich war sogleich darüber her, ihr die Haut abzuziehn; — die einzige Spekulation, die er schon in seinem vorigen Zustande gekannt, und wozu ihn vermuthlich die Furcht vor den schmerzenden Mückenstichen geleitet hatte. Das Geschäft ging ihm schnell von der Hand; — nur beklagte er sich dabei über den Verlust seiner Nägel; wogegen ihm Thalheim zum Troste den Gebrauch des Messers mit dem besten Erfolge empfahl. Hier that er auch seinen ersten Probeschuß als Jäger. Sein Freund hatte ihn bisher fleißig nach dem Ziele schießen lassen, und zeigte ihm einen Affen, der sich auf einem Fruchtbaume gütlich that. Der erfreute Heinrich holte ihn mit einem sichern Schusse glücklich herab. Beim Knallen des Gewehrs fuhren mehrere Antilopen auf und Thalheim zeigte Lust, noch eine derselben für die Küche zu erlegen; Heinrich bat aber, ihrer zu schonen und gab zu verstehen, daß er selbst diese Thiere jung eingefangen und innerhalb der Verzäunung groß gezogen habe. Da ihm aber Thalheim bemerklich machte: die Antilopen würden sich sehr schnell vermehren und zuletzt ihren Ziegen die Weide

hinweg nehmen, ohne sich doch, wie jene, zähmen zu lassen, so willigte Jener gern ein; und da auch noch ein vorbeistreichender großer Flug Rebhühner seinen Zoll entrichten mußte, so kehrten die glücklichen Jäger mit schwerer Beute beladen von ihrem ersten Streifzuge heim. Da ging es denn an ein gewaltiges Ausweiden, Rupfen, Zerhauen und Einpöckeln; vorzüglich aber auch an ein eifriges Sieden, Braten und Schmausen, wobei sich Heinrich dießmal so geschickt als vergnügt bezeigte.

Sie brachten sodann die nächsten Tage mit dem Einsammeln der Früchte und einem andern Geschäft zu, wovon sich Thalheim manchen Nutzen für die Folge versprach. Er hatte nämlich einen alten kleinen Wagen, welcher auf dem Bauplatze stand, näher untersucht und ihn noch brauchbar genug gefunden, um damit eine Reise zum gestrandeten Bücherfasse zu machen. Den Weg dorthin schätzte er über eine Meile weit, daher ihm auf andere Weise der Transport jenes geborgenen Schatzes sehr beschwerlich werden mußte. Nun wollte er versuchen, ob einige ihrer Hausthiere, die von starkem Körperbau waren, sich zum Ziehen abrichten ließen. Der Wagen wurde also zum Flusse hingeschoben, eingeweicht, dann die Räder mit Oel getränkt und in Gang gebracht. Thalheim wählte sechs der stärksten Böcke aus, machte ihnen Geschirre von Stricken und altem vorgefundenen Riemenwerk, übte sie fleißig und konnte schon nach wenigen

Tagen die lustigen langbärtigen Gesellen ziemlich nach seinem Willen lenken und ihnen fast so viel Arbeit, als einem starken Zugpferde zumuthen.

An einem schönen Morgen fuhren sie wohlgemuth durch das Gitterthor hinaus in jenes wildere Revier, wo Thalheim früher schon so große Gefahr bestanden hatte. Gleich beim Eintritt in den Hochwald stießen sie auf einen schreckhaften Anblick. Auf dem felsigen Grunde eines offenen Platzes glänzten weißgebleichte Knochen, welche Thalheim sogleich für menschliche Gebeine erkannte; — aber mitten unter ihnen lagen eben so unverkennbar die Gerippe zweier Löwen, die also einst hier, den Tod gebend, ihn zugleich empfangen hatten. „Vielleicht, sagte Thalheim: sind dieß die Ueberbleibsel der letzten Bewohner dieser Insel, außer Heinrichs Mutter! — Armer Robinson Thalheim! Wer wird künftig einmal vor Deinem Gerippe zurückschaudern!"

Die hier Gebliebenen waren nicht gehörig bewaffnet gewesen; denn Thalheim fand nur einige Aexte auf der Wahlstatt, und mehrere umgehauene Bäume im Umkreise machten es wahrscheinlich, daß die Unglücklichen beim Holzfällen von den Raubthieren überfallen worden waren. Wie theuer sie ihr Leben verkauft hatten, bewiesen die Ueberreste ihrer grimmigen Feinde. — Ein solcher grausenvoller Anblick war freilich nicht geeignet, die Lust der heutigen Reise zu mehren, und in der That stand

Thalheim eine Weile unentschlossen da. Heinrich hingegen blieb muthiger, und behauptete, es gebe auf der ganzen Insel nur noch ein einziges Raubthier dieser Gattung, das er sehr genau kenne und dem er schon oft entkommen sey. „Hier — Löwentod!" rief er, und klopfte auf seine Flinte. Allerdings durften die beiden Abenteurer ihrer Bewaffnung einigermaßen vertrauen. Außer zwei Pistolen im Gürtel, und einem Säbel an der Seite, trug jeder ein gezogenes Doppelrohr, so daß sie jedem, nicht allzuübermächtigen Feinde keck entgegengehen konnten. Aber es fand sich auf ihrem ganzen Wege kein lebensgefährlicher Feind.

Das glücklich aufgefundene Faß voll großer deutscher Schriftsteller ward von dem Bocksgespann so behutsam und sicher über Stock und Stein gefahren, als man es von so wenig gebildeten Bestien nur immer erwarten konnte; auch packten sie unterwegs noch einige todte Hasen und Rebhühner darauf, gleichsam als Krone des ganzen literarischen Katafalks. Sehr ermüdet langten die Führer zu Hause an.

Die Schulstunden wurden von nun an verdoppelt, und Heinrich machte höchsterfreuliche Fortschritte im Denken und Reden, sobald nur einmal die Bahn aus der wüsten Geistesverwilderung zur menschlichen Sittigung gebrochen war. Bei dieser edelsten Beschäftigung übten sie die Jagd nur in seltenen Stunden; dagegen verwen=

deten sie mehrere auf die Herstellung ihres schönen Gartens. In den Abendstunden kehrte sichs oft um, und Heinrich ward Thalheims Lehrmeister, da er die ganze Insel und ihre Thierarten kannte, und in ihrer Beschreibung ein bewundernswerthes Talent entwickelte, indem er gerade das Charakteristische ihres Benehmens, ihrer Art sich fortzubewegen, und selbst ihre Stimme kenntlich wiederzugeben wußte.

So hatten sie eine Zeitlang in ihrer Abgeschiedenheit, stets geistig und körperlich thätig, fortgelebt, als eine seltsame Entdeckung die Aufmerksamkeit unseres Freundes noch mehr als bisher nach jenem wüsten Theile der Insel hinlenkte, zu dessen näherer Erforschung er bisher eben kein sonderliches Verlangen trug. Er saß nämlich einst an einem stillen Abend beim Sonnenuntergang auf der Rasenbank des Gartens neben seinem Heinrich, dem er eben einige kleine Lieder gelehrt hatte, um sie mit seiner Zither zu begleiten. (Sie hatte sich unter den Geräthschaften des oberen Hausraumes nebst dem zugehörigen Saitenvorrathe gefunden.) Heinrich ging nach dieser musikalischen Uebungsstunde hinab in die Wohnung, das Abendbrod zu bereiten, während Thalheim oben noch seine leisen Elegieen nach dem geliebten Norden hinertönen ließ, und sich allmälig in Betrachtungen über seine Gegenwart und Zukunft gänzlich verlor. Manches schreckhafte Bild trat seiner Phantasie entgegen, aber desto

schöner tröstete ihn zuletzt der Gedanke, daß er bisher doch seine Pflichten gegen den ihm von Gott anvertrauten Freund getreulich erfüllt habe. Heinrich begann jetzt schon unter seiner Leitung ein liebenswürdiger Mensch zu werden, und mehr noch ließ die Zukunft hoffen. Sein Aeußeres war so auffallend schön gebildet, wie es bei einer männlichen Gestalt nur selten gefunden wird. Das frischeste Roth schimmerte auf den Wangen des regelmäßig geformten, nur noch wenig gebräunten Gesichtes; sein großes dunkles Auge strahlte von reiner Gluth; in jeder Muskelbewegung drückte sich die Harmonie rüstiger Männlichkeit aus, und niemals hat wohl ein Jüngling den Namen Kraft, den ihm sein Freund beigelegt, mit größerem Rechte geführt, als Heinrich, in Rücksicht seiner außerordentlichen Körperstärke. Sein Charakter war eine, vielleicht nur gerade unter diesen Verhältnissen mögliche Mischung von Sanftheit und Feuer; — höchstmenschlich, — aber noch nicht bestimmt. Dankbarkeit gegen Gott und gegen seinen Lehrer, so wie ein unbedingter Gehorsam — dieß waren bis jetzt die einzigen herrschenden Gefühle seiner Seele. Bei seinem, sich mächtig verstärkenden Gedächtniß hatte er schon bewundernswürdige Fortschritte in seinem Wissen gemacht. Er sprach, las und schrieb jetzt die deutsche Sprache mit Fertigkeit und zeigte sich auf's Lesen so begierig, daß ihn Thalheim vorläufig nur auf eine kleine Auswahl

von Büchern beschränken mußte, damit das aufgenommene Chaos von Ideen und Bildern seine einfache Weltansicht nicht zerstören möchte.

Am herrlichsten bewegte sich des Jünglings Phantasie in den erhabenen Regionen der Religion; und auf diesen heiligen Wegen begegnete ihm der fromme Thalheim am liebsten, als sein treuer Führer zum ewigen Vaterlande. Bei dem Grabe der Mutter verlebte er manchen herzerhebenden Augenblick an seiner Seite. Mit dem Religionsunterrichte war er bereits so weit vorgeschritten, daß Heinrich bald die Konfirmation von Thalheim empfangen sollte. Von dieser feierlichen Handlung erwartete der Lehrer viel für die nähere Bestimmung seines Charakters. Er hoffte dann die allzufeurige Phantasie durch Vorhaltung der, vom jungen Christen nun wirklich übernommenen Pflichten auf festere Punkte hinzulenken; an würdige Vorsätze zu fesseln, und daneben die ungebundene Sinnlichkeit, welche einer solchen Natur eigen seyn mußte, unter eine Art von Kirchenzucht zu nehmen, die ihm bei diesem seltenen Geiste nöthig schien, wenn er nicht sich selbst zu Grunde richten sollte. Daher suchte Thalheim den Tag der Konfirmation auf alle Weise zu beschleunigen, und drang seit einiger Zeit mit einer gewissen Aengstlichkeit darauf, von welcher er sich selbst keinen genügenden Grund anzugeben wußte, und

die er fast an sich tadelte, weil Heinrich ihm doch wirklich in jeder Rücksicht Freude machte.

Während Thalheim auch jetzt über diesen Gegenstand mit sich zu Rathe ging und zuweilen mechanisch einen Akkord seines Saitenspieles anklingen ließ, glaubte er plötzlich eine seltsame Fortsetzung seiner Musik aus der Ferne her zu vernehmen. Er horchte auf, und es überlief ihn ein leiser Schauder, als es wehend, wie der verschwebende Hall eines Orgelspieles, aus der mittäglichen Gegend zu ihm herüberklang, — aber so fern, als wäre der Quell dieser sanften Töne gar nicht auf der Insel, sondern in höheren Regionen zu suchen. Menschlichen Stimmen schrieb er dieses unerklärbare Tönen nicht zu; auch konnte man keine, durch Kunst hervorgebrachte melodische Bewegung darin wahrnehmen. Aber es schwebte gleichwohl oft ein wunderbarer Zusammenklang in dieser himmlischen Musik, welche sich nur mit dem phantastischen Tonspiel vieler, zugleich fibrirender Aeolsharfen vergleichen ließ.

Allmälig verklang das zaubervolle Chor der unbekannten Engelstimmen. Thalheim blieb lauschend sitzen bis es dämmerte; aber sie kehrten nicht wieder. Noch entzückt fand ihn Heinrich, dem er seine Entdeckung mittheilte, und welcher ihm dagegen versicherte: auch er habe dieses seltsame Klingen zuweilen schon im südlichen Theil der Insel vernommen, und habe neugierig seinen

Ursprung aufgesucht, doch ohne denselben entdecken zu können. „Laß uns, sagte er, gleich morgen eine Reise durch die Wüste nach jener Gegend hin antreten! Was ich nicht finden konnte, wird dir gewiß nicht entgehen.“ Dieser Vorschlag war Thalheimen sehr willkommen; denn er hegte im Geheim die Hoffnung, daß jene Musik doch vielleicht von Menschen herrühren könne.

So zogen sie denn am andern Morgen wohlgerüstet aus, da Heinrich behauptete, sie würden den gewöhnlichen Aufenthalt des Löwen auf ihrem heutigen Wege nicht vermeiden können. Allein der Feind war ihnen näher, als sie glaubten; denn kaum hatten sie das Gitterthor verriegelt, als Heinrich, welcher eine Strecke voraus war, dem Gefährten zuschrie: er möge sich eilig hinter die Pforte retten. Er selbst kletterte in demselben Augenblick an einem Baume empor, und Thalheim sah das furchtbare Thier in kleiner Entfernung, zum tödtlichen Sprunge bereit, stehen, mit blitzenden Augen bald nach ihm, bald nach Heinrich zielend. So wohlbewaffnet, wie er jetzt war, schämte sich Thalheim wieder zurück in die Verzäunung zu flüchten; er beschloß vielmehr, dem Unthier muthig den Kampf anzubieten, da ihn Heinrich vom Baume herab trefflich unterstützen konnte. Eben als der Löwe mit geringeltem Schweif dumpf murrend jenen Baum umkreis'te, fiel Thalheims erster Schuß. Der Feind that einen mächtigen Seitensprung; — er war am Schenkel verwundet. Jetzt knallten auch von oben herab zwei schnell hintereinander folgende Schüsse; aber das erschreckte Thier war bereits auf der Flucht und entfernte sich, durch die Wunde gehindert, nicht allzuschnell mit lautem Gebrülle. Die beiden triumphirenden Jäger verfolgten ihn bis er sich in einem Wäldchen ihren Blik-

ken entzog, welches Heinrich als seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort bezeichnete. Der muthige Thalheim hatte große Lust, ihn auf der Stelle dort in seiner Höhle aufzusuchen. Indeß brachte ihn die Vorstellung Heinrichs davon ab: daß sie nun gerade heute, wo die verwundete Bestie sich versteckt halten werde, am aller ungestörtesten und sichersten ihre Entdeckungsreise fortsetzen könnten.

Nach einer langen und sehr interessanten Wanderung, — auf welcher sie viele Thiere antrafen und gute Jagd hätten finden können, wenn es ihnen heute um eine solche Beute zu thun gewesen wäre, — machten sie endlich gegen die Mittagsstunde auf einem hohen Berge Halt, wo sie sich auf der äußersten südöstlichen Spitze und zugleich auf dem allerhöchsten Punkte der ganzen Insel befanden, welche sich aber nach Südwesten hin noch mehrere Meilen weit in die Länge zog. Sie war unstreitig über zehn Stunden lang, doch in den meisten Gegenden nur drei bis vier Stunden breit. Der Fluß schlängelte sich aus den südwestlichen Gebirgen hervor, verschwand oft unter Felsenbergen und durchzog in romantischen Windungen die ganze Insel, worauf er unterhalb der verzäunten Anlage nach Nordosten zu ins Meer floß.

Die Besitzung der beiden Freunde machte zwar den schönsten Theil der Insel aus; aber man konnte doch von diesem Gebirge herab bemerken, daß auch in manchen andern Gegenden eine ungemein üppige Vegetation anzutreffen seyn müsse. Die Abendseite bestand meist aus Waldung, die Morgenseite hingegen aus Wiesen und niedern buschigen Hügeln. Das Ganze gewährte einen überaus reizenden Fernblick und bot sich unserem entzückten Freunde zum ersten Male so in seiner vollen Herrlichkeit dar. Alle Spuren menschlicher Einwirkung, welche sie

hier und da entdeckten, schienen nur auf ältere, nicht mehr vorhandene Bewohner hinzudeuten.

Ihr mitgenommenes Jägermahl war bereits verzehrt, als sie plötzlich bei einem sich erhebenden Nordwestwinde die bekannten räthselhaften Töne, und zwar weit vernehmlicher als gestern, hörten. Heute aber erklangen sie von Norden her, und es war folglich keinem Zweifel mehr unterworfen, daß der Ort ihrer Entstehung zwischen dem Standpunkt der Wanderer und ihrer Wohnung zu finden seyn müsse. Voller Freuden über diese Gewißheit, traten sie sogleich den Rückweg an, und beschlossen auf demselben stets in der Mitte zwischen dem Meere und dem Flusse zu bleiben; in welcher Richtung sie nach beiden Seiten hin recht aufmerksam mit Ohr und Auge spähen konnten. Auf der nächsten Reise wollten sie dann am Seegestade hin dem Gebirge zuwandern. So, glaubten sie, könne ihnen die Entdeckung des Geheimnisses nicht entgehen. — Aber schon während sie abwärts gingen, war kein Laut mehr zu vernehmen. Sie verfolgten ihren Weg, ohne eine nähere Andeutung zu finden, und kamen so, zwar nicht ohne fühlbare Folgen des angestrengten Tagemarsches, dennoch aber höchstzufrieden mit allem, was sie gesehn und genossen, in ihrer Wohnung an. Lange unterhielten sie sich noch in labender Ruhe, ohne zu ahnen, daß dieß der Vorabend eines für sie ungemein wichtigen Tages sey.

(Die Fortsetzung folgt im zwölften Bändchen.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Johann Ernst, 1769-1812

Ernst Wagner's sämmtliche Schriften

Bd.: 11

Leipzig 1828

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.845(7#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723078-2